This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2435
.M2.Z81

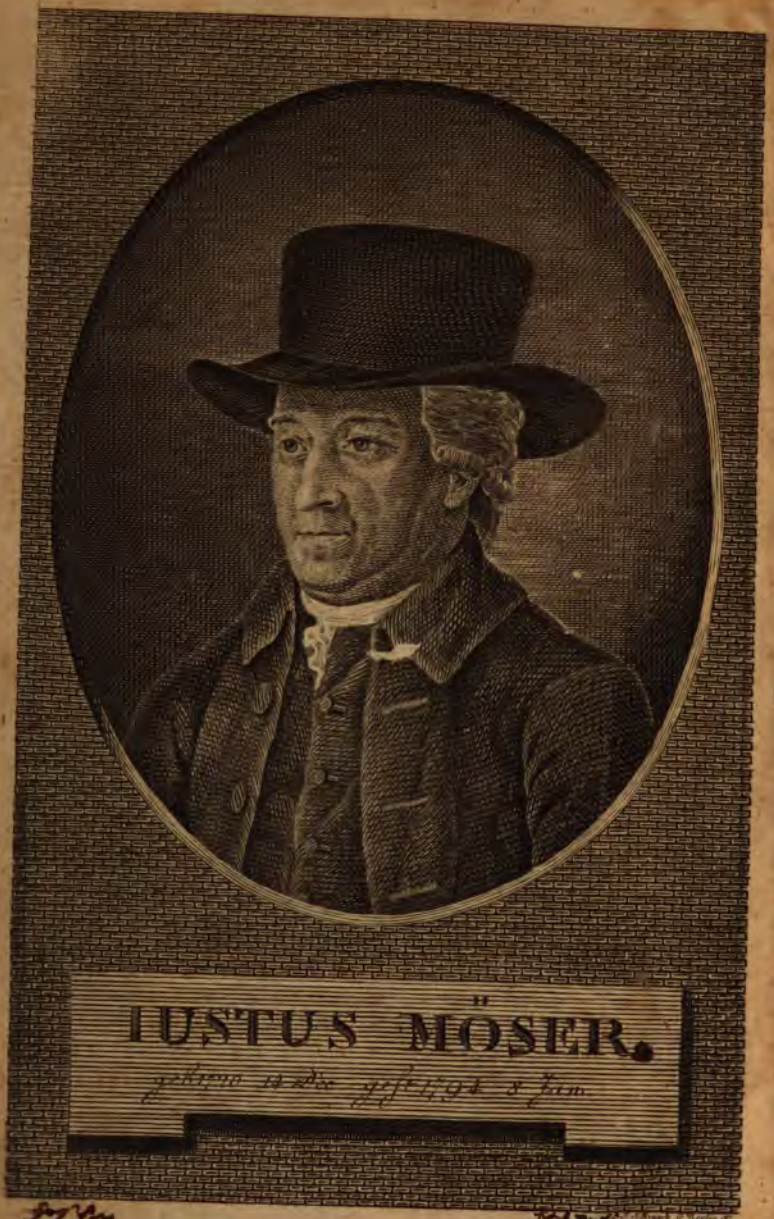
Porto, 109 SS., gefällt. Sammlung coll. [illegible]

Goed. IV 1, 503, 33.

1. Ausgabe

Kupferportrait als Frontispiz, 109 S. mit gest. Titelvignette [illegible] Text [illegible] Tafel

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


IUSTUS MÖSER.

Leben

Justus Mösers

von

Friedrich Nicolai.

Mit Königl. Preußischer Kurbrandenburgischer allergnädigster Freiheit.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai. 1797.

PT2435
M2Z81

Leben
Justus Mösers.

Der groſse Mann der auf ſein Vaterland und auf ſein Zeitalter wirkt, gehöret ſeinem Zeitalter und der Nachwelt an; der originale Schriftſteller, den Leſern die ihn faſſen können; der intereſſante Geſellſchafter, dem geſelligen Zirkel dem ſein Umgang lehrreich und angenehm iſt; der edle Freund, ſeinen ihm gleichgeſtimmten Freunden; der gewiſſenhafte Geſchäftsmann ſeinem Wirkungskreiſe; der wohlwollende Menſchenfreund, denen deren Schickſal er verbeſſerte, und den Hülfsbedürftigen die er unterſtützte; der ſorgſame und liebreiche Hausvater, ſeiner durch herzliche Liebe mit ihm vereinigten Familie. Möſer war alles dieſes in vorzüglichem Maaße: ich habe ihn in allen dieſen Verhältniſſen und in den meiſten genau gekannt; und doch fühle ich, daß ich ſeinen Werth weder ſo lebhaft, noch ſo anſchaulich, noch ſo innig ſchildern kann, als ich ihn empfinde. Möſers Leben ſelbſt, ſeine individuelle Lage, die Beſchaffenheit ſeiner Handlungen, die Entwicklung und die Anwendung ſeiner Talente, die Wirkung ſeiner Schriften, machen daß das Unter-

nehmen, dem großen vermiſchten deutſchen Publikum einen Mann in ſeinem ganzen Verdienſte darzuſtellen, den es nur durch einige Schriften kennt, mit vielen innern Schwierigkeiten verknüpft iſt.

Der Mann, deſſen loos war, Thaten zu thun die jedermann in die Augen fallen, der Eroberer, welcher Länder beſiegte, der Staatsmann, welcher großen Ländern eine andere Geſtalt gab, macht es ſeinem Biographen leicht, ſein Verdienſt und Unverdienſt in helles Licht zu ſtellen; denn alle allgemein bekannte Handlungen erklären und beſtimmen ſelbſt jedem Leſer die Talente und den Charakter. Aber es giebt auch der Handlungen ſehr viele, welche Stärke des Geiſtes, Größe der Seele, Feſtigkeit des Charakters, wohlwollende Theilnehmung, feines Empfindniß, und vorzügliche Geiſteskräfte ſo nothwendig erfordern, daß wer während ſeines Lebens ununterbrochen auf dieſe Art handelte, nothwendig ein großer Mann geweſen ſeyn muß; nur daß dieſe Handlungen, ihrer Natur nach oder durch die ſie begleitenden Umſtände, dem vermiſchten Publikum, das ganz Deutſchland erfüllet, im großen allgemeinen Gemälde oft nicht anſchaulich darzuſtellen ſind. Der Frühlingsthau erquickt und befeuchtet das Land; wer mag es wagen, ſein Bild vor die Augen zu bringen? So war Möſer!

Er ſcheint von ſich ſelbſt dergleichen Gedanken gehabt zu haben, eben ſo ſehr aus Beſcheidenheit, als aus Beurtheilungskraft. Unter ſeinen nachgelaſſenen

Schriften fanden sich zwey unvollendete eigenhändige Aufsätze, worin er auf ganz verschiedene Art versucht hat sein eigenes Leben zu beschreiben. Der erste Aufsatz besteht nur aus folgenden wenigen Worten:

„Sie wollen ich soll Ihnen mein Leben beschreiben, „und zwar auf eine Art die mir Ehre mache. Allein „Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem „man immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; „und wenn er sich eidlich verpflichtete, alles was ihm „anvertraut werden würde, mit sich ins Grab zu neh„men, noch weniger zu erzählen hat.“

Zwar hätte dieser vortrefliche Mann gewiß sehr viel höchst Interessantes von sich erzählen können! Wohl wahr aber ists, daß vieles, was er that, in der Erzählung nicht ganz den Werth haben kann, als in der Wirklichkeit selbst. Er hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und dessen innere Verfassung in Deutschland nur Wenigen bekannt ist. Seine Schriften haben einen ganz originalen Charakter, und erheben den Verfasser zu einem der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller; aber wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm am nächsten lag, sind sie in Deutschland bey weitem nicht genug bekannt und gelesen. Er besaß seltene Weltkenntniß, Menschenkenntniß, und gesellige Tugenden, die aber nur in einem eingeschränkten Zirkel, obgleich ganz ausgezeichnet, glänzten.

Der Biograph eines verdienten Mannes in England oder Frankreich darf voraussetzen, daß seine in der Hauptstadt versammelten vorzüglichsten Leser jenen persönlich kannten, oder wenigstens doch von vielem was ihn anging, einen anschauenden Begriff haben. Der Biograph eines deutschen großen Mannes muß sich erinnern, daß der beträchtlichste Theil seiner Leser den Schriftsteller vielleicht nur obenhin, und den Menschen gar nicht kennt. Wenn ich also unternehme, Mösers Verdienste und Charakter zu schildern, so darf ich nicht hoffen, beide vollkommen in das Licht zu setzen, worin ich eigentlich wünschte daß sie erschienen. Ich werde vielleicht denen, welche den großen Mann kannten, zu viel, und denen die ihn nicht kannten, nicht genug sagen. Ich kann nur einzelne Züge sammeln; vielleicht ists nicht bloß meinem Unvermögen zuzuschreiben, wenn sie für das große deutsche Publikum nicht in Einen Punkt zusammenzustellen sind, wodurch das Auge des Lesers den Mann von seltenen Verdiensten in seiner ganzen Größe erblickt.

Mösers Familie stammt aus der Kurmark her. Sein Urältervater war zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts Rathsverwandter der Stadt Brandenburg an der Havel. Sein Aeltervater war successiv, Konrektor zu Magdeburg, zu Kiel, und zu Hamburg am Johanneum; dessen ältester Sohn Johann, Mösers Großvater, zu Hamburg gebo-

ren, ward 1683 Prediger zu Osnabrück; und dessen Sohn Johann Zacharias war daselbst Kanzleydirektor und Konsistorialpräsident, ein Vater von vier Söhnen, von denen ihn nur unser Möser überlebte. Da dieser keine männliche Erben hinterlassen hat, so geht der Namen aus; es wäre denn daß in der Mark Brandenburg noch Seitenverwandte vorhanden wären.

Im zweyten eigenhändigen Aufsatze Mösers über sein Leben, beschreibt er die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre mit der ihm eigenen Laune, und in ganz neuer Einkleidung, indem er einen Andern folgendermaßen von sich reden läßt:

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß „er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu sei„nem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte: „so verwies er auf seines Vaters, des um sein Va„terland wohl verdienten Kanzleydirektors und Konsi„storialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große „Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte, „daß ihm den 14ten Dec. 1720 ein Söhnlein geboren „worden, welcher in der Taufe den Namen Justus „empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art sei„ner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, „daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines „Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene „keinen besondern Ruhm: er hätte vieles geschwin„der als Andere gelernt, und das Wenige was er ge„wußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens „glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten „Kindheit an, der nachherige Helmstädtsche Professor

„Lodtmann *) und der Superintendent Bert„ling **) weit mehrern Fleiß angewandt hätten. „Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter „Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obst„lese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche „gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in „seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr er„reicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine „Kleinigkeit ***) entwandt und, als sein Informator

*) Karl Gerhard Wilhelm Lodtmann, war 1720 zu Osnabrück geboren, bekannt als Schriftsteller durch die Monumenta Osnabrugensia. Er kam im Jahr 1751 als Professor der Philosophie und Rechte nach Helmstädt, und starb im Jahr 1755. N.

**) Ernst August Bertling, geboren zu Osnabrück im Jahre 1721. Er studirte mit Mösern zugleich in Jena anfänglich die Rechte, ging aber bald zur Theologie über. Er ward im Jahre 1748 als Professor der Gottesgelahrtheit nach Helmstädt berufen. Als er daselbst im Jahre 1749 Doktor der Theologie ward, ließ unser Möser als Glückwunsch an seinen vertrauten Freund die Abhandlung de veterum Germanorum et Gallorum Theologia mystica et populari drucken, wovon jetzt in seinen vermischten Schriften ein deutscher Auszug erscheint. Bertling ward im Jahre 1750 Generalsuperintendent zu Helmstädt, 1753 kam er als Rektor und Professor des Gymnasiums nach Danzig, wo er 1769 starb. — Es ist beynahe zu schließen, daß Möser diesen angefangenen Aufsatz über sein Leben schon zwischen den Jahre 1750 und 1753 geschrieben habe, weil er seinen Freund einen Superintendenten nennt. N.

***) Zwölf Groschen. N.

„solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die „Flucht gewommen hätte, da er sich dann zum Thor „hinaus gemacht, und in Gesellschaft einiger Preu„ßischen Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen „wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier „wäre er, weil er kein Geld bey sich gehabt, einen „ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen. „Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt, „und ein Mundstück bitten wollen. Allein wenn er den „Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergan„gen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und ge„zwungen hätte, eine Bitte zu wagen, worauf ihm „ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte*). Damit „wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem „Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hin„ausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen was er thun „wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot „verzehrt hätte**).“

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schul„jahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von An„dern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalk-

*) Es war ein Domherr. M. hatte noch einen Tressenhut auf, an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war; er sagte ihm daher ernstlich, er sollte wieder nach Hause gehen. M.

**) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg, dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w. zu holen; denn er war willens nach Amsterdam, und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit niemand die wahren Umstände merken sollte. M.

„haft und wild, jedoch alles mit guter Art, und bey „einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule „und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf, und „besonders als ein treflicher Redner bewundert wor„den, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine „Deklamation von zwey Stunden zu halten. Hierin „hätte er alle von seinem Alter übertroffen. In seinem „zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine bey„den Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft „errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen er„fundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser „Sprache ihre besondere Grammatik gemacht. Bert„ling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die „gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalen„der verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft ge„stochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit „so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlä„gen nicht davon zurückbringen können."

Von einem Jünglinge, der schon in der Schule mit so viel Fähigkeit, zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von innen herausarbeitende Thätigkeit zeigte, ist zu vermuthen, daß er in seinen Universitätsjahren viel werde gelernt haben: eben weil ihm lernen so leicht ward, und weil sich nachher zeigte daß er so viel wußte; aber es ist auch zu vermuthen, daß er viel früher als andere Jünglinge fähig und geneigt gewesen, nicht bloß zu hören oder nachzuschreiben, sondern durch seinen hellen gesunden Verstand die von seinen Lehrern gehörten Ideen zusammenzustellen, zu vergleichen, zu beurtheilen, und dadurch eigene Gedanken zu erwecken.

Wir Deutſchen ſuchen noch immer lebenslang einen gröſsern Werth, als andere Nationen, in dem was im gemeinen gelehrten Leben Studiren heiſst, nämlich in dem Lernen auf Schulen und Univerſitäten: denn nicht wenige Deutſche vermeinen noch immer, wenn ſie die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften ſich haben vorſagen laſſen, hätten ſie die Wiſſenſchaften ſelbſt erlangt. Daher berichten auch die Biographen unſerer berühmten Gelehrten oft umſtändlicher als nöthig wäre, nicht nur auf welchen Univerſitäten und wie lange der Verſtorbene ſtudirt habe, ſondern auch welche Lehrer ihm mit der Metaphyſik, dem erſten Gegenſtande deutſcher Studentenweisheit, oder mit dem was etwa neue ſcholaſtiſche Mode an die Stelle der ältern Metaphyſik ſetzt, den Kopf ſo ſehr angefüllt haben, daſs für nützlichere Wiſſenſchaften weniger Raum blieb, oder welcher ſteifgelehrte Anteceſſor und Ordinarius den Schüler durch die Irrgänge der Pandekten ohne herausleitenden Faden geführt, oder deſſen geſunden Verſtand über die dornichten Wege des kanoniſchen Rechts nicht ohne einige Verletzung habe ſtolpern, oder ihn im Kriminalrechte aus Vorliebe zu Kaiſer Karls peinlicher Halsgerichtsordnung habe luſtwandeln laſſen.

Die Methode zu ſtudiren auf den deutſchen Univerſitäten, war in Möſers Jünglingsjahren noch ziemlich auf dem gelehrten Grundſatz gebauet: daſs man für die Schule, aber eben nicht fürs menſchliche Leben lernen müſſe; wie denn damals der Glauben

fast allgemein war: der Sitz der Gelehrsamkeit sey ausschließend nur auf hohen Schulen *); so daß man alle Gelehrsamkeit nur allein in Beziehung auf dieselben betrachtete. Die theologischen Doktoren bewahrten damals das System seligmachend zu lehren allein in ihren Fakultätssessionen, und in ihren Hörsälen zogen sie neue theologische Doktoren, die wieder das System bewahrten, und nur allzugelehrte Prediger, unbekümmert ob Layen in den Welt wären, und ob denselben die theologische Systeme und die Gelehrsamkeit der Doktoren etwas nützten. Die Rechtsgelehrten, gleich schwerfällig, wenn sie gelehrt und wenn sie elegant seyn wollten, verachteten den gemeinen Rechtsgebrauch, und wann es viel war, sprach ihre Fakultät Recht wie im alten Rom.

*) Ich selbst habe einen sehr gelehrten Mann gekannt, der noch im Jahre 1768 ganz im Ernste behauptete: Es sey zweckwidrig, in Residenzstädten öffentliche Bibliotheken anzulegen, welche, seiner Meinung nach, nur auf Universitäten vorhanden seyn müßten: „Denn, sagte er, auf „Universitäten sind die Lehrer alles menschlichen Wissens „versammelt, welche davon durch ihre Schüler in dem „übrigen Lande so viel ausspenden als nöthig ist. Diese „Lehrer also haben öffentliche Bibliotheken nöthig. Die „wenigen in Residenzstädten und sonst befindlichen Ge„lehrten und gelehrte Geschäftsleute, können zu den Bü„chern, welche sie etwa nöthig haben, sich das Geld füg„lich vom Kaffee und anderm unnöthigen Luxus absparen.“ Es scheint, die Theorie dieses gelehrten Mannes stellte sich, vermuthlich a priori, den Luxus der Gelehrten in den Residenzstädten sehr groß vor. K.

Rom; ja selbst ihr deutsches Jus publicum war sehr gelehrt aufs Herkommen und auf die Demonstration gebauet, ohne Rücksicht was etwa im H. Röm. Reiche deutscher Nation, auch nur seit Kaiser Leopolds des Ersten Zeiten, sich zugetragen, oder verändert hätte: denn ein Pütter oder Steck lehrten damals noch nicht! Die Philosophen — wie sie freylich immer zu thun pflegen — disputirten und demonstrirten a priori, als wäre gar keine wirkliche Welt vorhanden, und die Erfahrung nichts werth. Bloß die Aerzte, von Sydenham und Friedrich Hoffmann geführt, suchten wenigstens das kranke wirkliche Leben einigermaßen kennen zu lernen, obgleich damals, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Menschen an allzugelehrt schiefen theoretischen Systemen mögen gestorben seyn, als jetzt an der allzugelehrt schiefen praktischen Beobachtung.

Der steife Lehrerton ward damals für eine unvermeidliche Beylage ächter Gelehrsamkeit gehalten. Zu der Zeit, als Möser im Jahre 1740 zuerst die Universität bezog, war es in ganz Deutschland mit der Art zu studiren beynahe so beschaffen, wie mit der damaligen Art sich zu kleiden. Steif, eingezwängt, unnatürlich waren alle Kleidungsarten; man mußte die Schlafröcke erfinden, um wenigstens zu Hause ungezwungen zu leben. Seitdem ist freylich die Art sich zu kleiden geändert und etwas natürlicher geworden, so wie auch unsere Art auf Universitäten zu studiren. Doch kommt es mir zuweilen vor, als

wäre in der letztern hin und wieder noch manches von theoretiſchen großen Haarbeuteln, ſpekulativen langen fein gerade gefalteten Manſchetten, und deducirten ſteifen Schößen, welche dadurch weder bequemer, noch natürlicher, noch zweckmäßiger ſitzen wollen, weil ſie nach einer neuerfundenen Form zugeſtutzt ſind, die ein anderes Anſehn hat als diejenige, mit welcher im Jahre 1740 unſere Univerſitäten ſich ſehr zierlich dünkten.

Möſer ſtudirte in den Jahren 1740 und 1741 zu Jena, und im Jahre 1742 zu Göttingen, einer Univerſität, welche damals ſchon, ſonderlich in der Rechtswiſſenſchaft, unter der Kuratel eines der einſichtsvolleſten Geſchäftsmänner, vorzüglich beſtimmt war, eine hohe Schule auch für die wirkliche Welt zu werden; das war ſie aber, wenigſtens damals, noch nicht. Wie viel, unmittelbar nach Möſers Zurückkunft von beiden Univerſitäten, die damals gebräuchliche Schulphiloſophie und die darnach modificirten Lehrmethoden in allen Wiſſenſchaften auf ſeine Art zu denken mögen Einfluß gehabt haben, iſt nicht bekannt. Gewiß iſts, daß er in reifern Jahren dem abſprechenden Lehrertone, welcher ſonſt auf Univerſitäten noch allgemeiner wie jetzt herrſchte, eben nicht gewogen war. Und ſo tolerant er über Meinungen urtheilte; ſo lächelte er dennoch, ſonderlich in den letzten Jahren ſeines Lebens, bey bekannten Veranlaſſungen über die Anmaßung derjenigen, welche glauben, durch Lehren der Theorie die Praxis der

bürgerlichen Gesellschaft regieren zu können, besonders aber derjenigen, welche jetzt wieder so laut ankündigen, daß sie mit ihren theoretischen formalen Grillen die wirkliche Welt, die sie nicht kennen, sehr kräftig verbessern oder gar umkehren wollen.

Möser wußte übrigens damals schon, daß man auf Universitäten, wenn man da nur hört, eigentlich nicht studirt, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verläßt; und daß das menschliche Leben, mit seiner großen Mannichfaltigkeit, ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch ist. Die früheste Bildung im väterlichen Hause muß ihn außerdem schon dürrer Schulweisheit abgeneigt gemacht, und ihn eher auf Weisheit geführt haben, im menschlichen Leben anwendbar. Diese wird weder durch stbrrige Demonstrationen noch durch steife Deduktionen erlangt, sondern bildet sich nach und nach durch Kenntniß der Neigungen und Charaktere der Menschen, und durch helle Reflexionen darüber.

Sein Vater war ein im Lande sehr angesehener, äußerst thätiger Geschäftsmann. Seine Mutter gehörte zwar zu den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseyns halten, und die also ihre Kinder auch hauptsächlich dazu erzog; aber sie liebte doch die französische Sprache, und wies ihre Söhne auch von Jugend auf dazu an. In einem Schreiben

an mich*) berichtet er selbst, „daß er seine ersten „Schulübungen nach Marivaux gemacht, und „damals seinen St. Evremont mehr als zehnmal „durchgelesen habe.“ Wenn man die Schreibart und die Weltkenntniß dieser beiden französischen Schriftsteller gegen die rohe Schulgelehrsamkeit hält, welche damals in Deutschland nur allein für Gelehrsamkeit galt, so ist leicht einzusehen, daß ein Jüngling, der schon in seinen frühen Jahren ihnen so viel Geschmack abgewann, daß er sie mehrmals durchlas, hellere Ideen über Schulweisheit und wirkliches menschliches Leben von der Universität zurück brachte, oder doch bald nachher sich erwarb, als mancher von seinen grundgelehrten Lehrern je erlangt hat. Ueberdieß ist zu bedenken, daß Möser in seiner frühern Jugend sich nicht etwa nach Marivaux spitzfindigen dramatischen Stücken bildete, sondern nach dessen beiden Romanen, wie aus seinem obigen Schreiben erhellet. Diese sind aber in ihren höchst interessanten Situationen, in ihren so sehr wahren und so fein nüancirten Charakteren, voll treffender Menschenkenntniß und biegsamer Philosophie des Lebens, welche die Menschen nimmt und beurtheilt wie sie sind und seyn können, worauf die störrische erfahrungslose Schulweisheit gewöhnlich gar nicht achtet. Dem Jünglinge, der schon jene zu fühlen und zu schätzen fähig war, konnte diese wohl eben nicht sehr, wenigstens nicht lange behagen.

*) S. im gedruckten Briefwechsel Nr. 36.

Im Jahre 1746 heurathete er. Seine Gattinn, eine geborne Brouning*), war eine seltene Frau, an Geist und Herz und Kenntnissen, eines Mösers würdig. Auch der Umgang mit ihr setzte die Bildung seines Geistes auf dem angefangenen Wege fort, denn auch sie war eine Freundinn und Kennerinn der französischen Sprache und litteratur. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, der durch drey Bände *Epitres diverses* in französischer Sprache bekannt ist, denen man zwar Härte in Absicht auf die Französische Sprache und Versifikation nicht ohne Grund vorwerfen kann, in welchen man aber den scharfsichtigen Menschenkenner und den wohlwollenden Menschenfreund auf jedem Blatte findet. Derselbe hatte eine Tochter**), eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, von Mösern außerordentlich verehrt, und die, wie er bekannte, zu seiner Bildung viel beygetragen hat. Hier sind Spuren genug, wie sich Mösers Geist und Charakter sehr früh in einer Stadt in Westphalen sehr vorzüglich bilden konnte, zu einer Zeit, da noch in ganz Deutschland zur Bildung so wenig Gelegenheit war.

*) Ihr Vater war geheimer Sekretär des damaligen protestantischen Bischofs von Osnabrück, Herzogs Ernst August von York.

**) Man sehe ein Schreiben von ihr an Möser in Abbts Briefwechsel Nro. 16. S. 65.

Indeß würde Möser durch eine bloß französische Bildung, wenigstens als Gelehrter und Schriftsteller, schwerlich der Mann geworden seyn, der er nachher ward. Man sieht dieß aus seinen ersten Schriften, welche in diese Zeit fallen: aus dem Versuch einiger Gemälde von den Sitten, aus seinen Beyträgen zu der deutschen Zuschauerinn, aus dem Trauerspiele Arminius; welche Schriften alle zwischen Gottsched und Marivaux schwanken. Seine nachher herausgegebenen Werke sind durchaus von einer ganz andern Art. Ein ganz anderer Geist wehet darin; von seiner frühern Bildung nach französischen Schriftstellern ist darin fast keine Spur.

Mösers Einsichten und Talenten einen mannichfaltigern Schwung zu geben, trug besonders ein anderer, sowohl mit ihm als mit dem Domherrn von Bar innigstvertrauter Freund bey, Herr J. F. von dem Busssche, dessen Andenken Möser hernach eine eigene, im Jahre 1756 zuerst gedruckte Schrift: der Werth wohlgewogener Neigungen betitelt, widmete. Derselbe hat zwar nie ein öffentliches Amt bekleidet, oder etwas zum Drucke geschrieben, hatte aber seinen Geist durch das Studium mehrerer Wissenschaften, und durch Reisen in Italien, Frankreich und England sehr ausgebildet. Möser erwarb sich die Kenntniß der Sprachen dieser Länder, und die Lektur der besten engländischen und italiänischen Schriftsteller gab seinen Einsichten und

Talenten auf mancherley Weise eine veränderte Richtung.

Dazu trug auch zugleich selbst der Kreis seines Geschäftslebens bey, welcher ihn nothwendig auf Landeskenntniß brachte, wozu Diplomatik und Geschichtsforschung — Studien, worin er sich nachher so groß zeigte — unumgänglich nöthig waren. Doch würde er vielleicht nur ein vorzüglicher Geschäftsmann, nicht ein so sehr vorzüglicher Schriftsteller geworden seyn, wenn nicht die thätigste Zeit seines Geschäftslebens, und zugleich sein Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftstellers Festigkeit zu bekommen pflegt — in die Zeit des siebenjährigen Krieges gefallen wäre. Man muß sich die ganz individuelle Verfassung von Mösers Vaterlande, und die Lage der Sachen während und bald nach dem Kriege recht deutlich vorstellen, um einzusehen, welche wichtige Wirkung dieses alles auf seine Geistesfähigkeiten und Weltkenntniß, auf seinen Charakter als Geschäftsmann und als Schriftsteller gehabt hat.

Die Erschütterungen des siebenjährigen Krieges hatten, wie die Kriege überhaupt, den zufälligen Nutzen, daß viele Charaktere sich auf eine Art entwickelten, wie sonst nicht leicht. Dieser Krieg war für ganz Deutschland kritisch, noch mehr für den kleinen Staat Osnabrück.

Klein, und im Kriege, sagt schon genug für einen solchen Staat. Feinde durchziehen ihn, wel-

che durchaus ohne Bedenken alles nützen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man des Wohllauts wegen Recht nennt; selbst wenn ihn Freunde durchziehen, vergessen sie nicht, auch zu nützen und zu nehmen, und wissen dieß allenfalls, dem Welttaufe gemäß, auf irgend eine Art freundschaftlich zu benennen.

Dieser kleine Staat ist ein geistlicher Staat. Wer einen geistlichen Staat nennt, nennt eine Aristokratie, und von ganz besonderer Art, worin eine Menge Rücksichten Kombinationen und Unterhandlungen, wie in einen Brennpunkt, zusammenlaufen. Nur wenige, nämlich die Domherren, sind der Regierung, wo nicht in der That, doch dem Rechte nach, fähig, wenigstens zur Wahl des Regenten berechtigt. Jeder, der hierzu gehört, hat seine Absichten und seine Partey. Früh gewöhnt, jene und oft auch diese geheim zu halten, weil natürlich die Absichten Vieler müssen vereinigt werden, um die Absicht eines Einzigen zu erreichen, beobachtet jeder den andern beständig, sucht ihm unvermerkt zu Gefallen zu leben oder zuwider zu seyn, nachdem es die Umstände erfordern, seinen Zweck immer im Sinn behaltend und die Mittel dazu von weitem vorbereitend.

In einem solchen geistlichen Staate ist die Wahlfähigkeit im aktiven und passiven Sinne zwar in sofern angeerbt, daß die Ahnenprobe eine unnachlaßliche Bedingung ist. Aber es bleibt immer

ein groſses Problem der Klugheit, im Voraus zu sehen, wie viele von der nächsten wirklichen Regierung ausgeschlossen seyn werden, wie Wenigen es möglich ist gewählt zu werden, und wie wenig oder viel Wahrscheinlichkeit dazu bey jedem von diesen Wenigen Statt finde, um darnach sein Benehmen schon seit langer Zeit einzurichten. Zwar kann ein protestantischer Domherr in Osnabrück gar nicht Bischof werden, und seit länger als zweyhundert Jahren ist kein katholischer Domherr aus dem Kapitel, sondern immer ein Fürst oder Fürstensohn gewählt worden. Dieſs ist aber nur eine zufällige Folge auswärtiger Politik. Das Recht, den Bischof und Landesherrn zu wählen, und dazu gewählet zu werden, bleibt immer den Domherren; der Fall, daſs das letztere wirklich ausgeübt werde, kann durch einen Zusammenfluſs unvorgesehener Umstände täglich wieder kommen, und bey jeder Wahl, selbst wenn sie schon vorher auf einen auswärtigen Prinzen bestimmt wäre, wird nicht leicht ein Domherr seyn, der nicht eine Partie zu machen oder zu verstärken, Forderungen und Absichten zu erhalten oder zu hindern hätte: ungerechnet noch die Autorität, und die Absichten und das Wirken jedes Domherrn, welche in allen geistlichen Staaten Statt finden, wenn während einer Sedisvakanz das Regiment von dem Domkapitel geführt wird.

Die Lage wird in Osnabrück noch verwickelter dadurch, daſs neben dem regierungsfähigen **Domkapitel**, bestehend aus alten Edelleuten, die

Ritterſchaft oder die Eigenthümer der Burgſitze, welche die landtagsfähigkeit im ritterſchaftlichem Kollegium haben, landtagsfähig ſind, an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Intereſſe oft von ihnen abgeſondert, den unmittelbarſten Einfluß auf die Landesgeſchäfte haben; und in Osnabrück iſt noch dazu der gröſßte Theil der landtagsfähigen Ritterſchaft proteſtantiſch, hingegen das Domkapitel gröſßtentheils katholiſch *). Dieß ſetzt eine Menge Menſchen, die noch dazu ſehr nahe nebeneinander leben, in eine ſonderbare Thätigkeit, wovon man in einem groſßen monarchiſchen Staate kaum einen Begriff hat; und wenn dieſes beſtändige mannichfaltige Beſtreben auch nicht immer eine Schule der Menſchenliebe ſeyn ſollte, ſo iſt es gewiß eine ſehr lehrreiche Schule der Menſchenkenntniß, in die beſonders der unregierungsfähige Beamte des Staats geführt wird. Iſt er ein Biedermann, ſo muß er zwar innere Güte und Feſtigkeit des Charakters haben, aber früh lernen, ſich mit Klugheit und Vorſicht nach allen Seiten zu ſchmiegen, wenn er ſich ſelbſt erhalten will, um dem Staate dienen zu können.

Osnabrück iſt ferner ein geiſtlicher Staat von ganz beſonderer Art, nicht nur aus katholiſchen und proteſtantiſchen Domherren und Staatsbeamten zuſammengeſetzt, ſondern auch die Rit-

*) Die Anzahl der Domherrn iſt 25, worunter drey lutheriſch ſeyn müſſen, weil im Normaljahre 1624 dieſe Anzahl vorhanden war.

tergutsbesitzer sind meist protestantisch; und das Land ist einem Landesherrn und Bischofe aus beiden Religionen wechselsweise unterworfen. Hier stoßen die sonderbarsten Kombinationen im höchsten Maaße zusammen, indem der Geist des Protestantismus sich an den Geist des Katholicismus anschmiegen soll und muß. Die Regierungsform eines geistlichen Staats ist von jedem weltlichen Staate, er habe eine Form welche er wolle, wesentlich unterschieden; denn er ist ursprünglich katholisch, gegründet auf die nach Kirchengesetzen der finsterſten Jahrhunderte über alles Weltliche weit hinaus reichen sollende geistliche Gewalt, welche der katholische größere Theil der Domherren, Priester oder nicht, durch den Cölibät, von jedem Layenstaate abgesondert, im strengsten Sinne behaupten muß. Dem Geiste des Protestantismus, welcher keine geistliche Gewalt erkennet die von der weltlichen allein rechtmäßigen Gewalt abgesondert, oder gar über dieselbe erhaben wäre, sind zwar die Begriffe einer geistlichen unabhängigen Hierarchie ganz zuwider; aber die wenigen Protestanten im Domkapitel und die Beamten, welche dieser Religion zugethan sind, müssen in Absicht ihrer öffentlichen Geschäfte schon die katholischen Grundsätze gewissermaßen annehmen: denn der Staat kann einmal nicht anders als nach denselben regiert werden, und das erste Erforderniß eines praktischen Staatsmannes ist doch, daß er helfe den Staat nach denjenigen Prinzipien regieren, auf die

er gegründet ist, mögen sie sonst auch beschaffen seyn wie sie wollen, weil jener sonst nicht bestehen kann. So wird in Osnabrück, wie in sehr vielen Staaten von allerley Beschaffenheit, Wahrheit auf Irrthum gegründet, und die Folgen finden sich auch nach dem praktischen Verhältnisse des Irrthums und der Wahrheit.

Endlich veranlasset auch die dem kleinen Osnabrückschen Staate ganz eigene Verfassung, welche sich bey keinem andern findet, daß nämlich dessen Landesherr wechselsweise ein Katholik oder ein Protestant ist, wechselsweise zum Cölibat gezwungen oder verheurathet, wechselsweise ein deutscher katholischer Edelmann, welcher sechszehn Ahnen aufzuweisen hat, oder ein Prinz aus einem deutschen Kurhause, welches aber seit Menschengedenken nicht eigentlich deutsch ist, ganz eigenthümliche und verwickelte Verhältnisse. So lange ein Bischof lebt, hängt es von ihm allein ab, wem er die Besorgung der Regierungsgeschäfte auftragen will. Ist also der Bischof katholisch, so haben die Katholischen die nächste Aussicht dazu: ist er protestantisch, die Protestanten; und es bleibt natürlich, daß die Religion zu welcher sich der Landesherr bekennet, seinen Religionsverwandten immer zu irgend einigem Vortheile gereicht. Die Lage eines Staats, zumal eines kleinen, der aus Katholischen und Protestanten gemischt ist, verursacht auch ganz natürlich mehr oder minder die Aufmerksamkeit beider Theile auf einander. Die katholischen

Geistlichen, Priester oder nicht, betrachten im Herzen die Protestanten immer als Usurpatoren, welche sie noch einmal zu ihrer Kirche, sey es mit Gewalt oder mit sanftern oder sanfterscheinenden Mitteln zurückzubringen hoffen, bis dahin aber durch Mittel beiderley Art, sobald sie nur können, möglichst einzuschränken, und ihre eigene Gewalt auszudehnen suchen: und dieß können und dürfen sie vermöge ihrer größern Macht und der konsequentern Einrichtung ihrer Hierarchie wagen, und wagen es gern. Hingegen die Protestanten, ob sie gleich die Nothwendigkeit zu ihrer Vertheidigung immer wachsam zu bleiben wohl einsehen, sind dennoch allenthalben minder mächtig, in ihrer inneren Verfassung weniger konsequent, vielleicht oft auch weniger schlau. Sie geben katholischen Grundsätzen und Ueberlegungen leichter nach, als die Katholischen protestantischen, und merken sehr oft die Folgen ihrer Nachgiebigkeit eher nicht, als bis es zu spät ist. Wenn auch gleich Klugheit, Patriotismus, Achtung für Verfassung und verträgliche Gesinnungen, und Nachgiebigkeit, welche oft durch politische Rücksichten mehr, als durch eigentliche Aufklärung, der man sie zuschreibt, bewirkt werden, dergestalt das Gleichgewicht halten, daß der Staat in äußerlicher und innerlicher Ruhe bleibt; so gehen doch in den Gemüthern und in kleinen Zirkeln beider Parteyen Bewegungen vor, wovon man in einem bloß protestantischen Staate kaum einen Begriff hat. In dem Osnabrückschen Staate

macht daher die jedesmalige Veränderung des Landesherrn, die allenthalben höchst wichtig ist, eine sehr vervielfachte Bewegung in den Gemüthern. Ich kann sie mir um desto lebhafter vorstellen, da mein Freund Möser mir über manche dahin gehörige Gegenstände oft mündlich so vieles darüber erzählte. Es ist zum Beyspiele natürlich, daß zur Zeit, wenn die Lebenszeit und Regierung eines protestantischen Landesherrn und Bischofs zu Ende zu gehen scheint, die Katholischen aufmerksam werden, welchem den benachbarten katholischen geistlichen Fürsten das Bisthum Osnabrück wohl zu Theile werden möchte, und daß besonders die Domherren, welchen anscheinend die Wahl zusteht, die Augen nach allen Seiten richten, damit jeder von seinem Antheile am Wahlrechte, theils in Absicht der Wahl selbst, theils in seiner nachherigen Lage die möglichsten Vortheile ziehe. Eben so natürlich ist es, daß wenn die Regierung eines katholischen Bischofs zu Ende gehet, beyde Theile, Protestanten sowohl als Katholische, ihre Augen auf das Kurhaus Braunschweig-Lüneburg richten, und die Umstände berechnen, welche jedem nach seiner Lage und Absichten zuträglich oder hinderlich werden können.

Zu Mösers Zeiten, da der Eröffnungsfall des Bischofthums gerade in die Zeit des siebenjährigen Krieges traf, ereigneten sich ganz besondre Vorfälle. Der Kurfürst von Kölln Klemens August, ein geborner Prinz von Baiern, war seit 1729 auch Bi-

schof von Osnabrück. Da aber, nach Aufhebung der Konvention von Kloster-Seven, die alliirte Armee ins Stift rückte, so ward durch dieselbe der Bischof, als zur Oestreichschen Partey gehörig, so gut wie entsetzt. Die von demselben zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des kommandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Kurfürst starb. Nun trat die während der Sedisvakanz gewöhnliche Regierung des Domkapitels ein, welche bis in den Januar 1763, das heißt bis zu Ende des siebenjährigen Krieges, dauerte. Es sendete alsdann der König von England zwey Hannöversche Kommissarien zur Landesregierung, und befahl allen Einwohnern, denselben zu gehorchen. So blieb es bis in den Februar 1764. Da geschah was man vorher nicht gesehen hatte, daß der König seinem nur sieben Monate alten Sohne*) die Osnabrückische Inful und mit ihr den Osnabrückschen Scepter zuwendete, welches wenigstens für das Land den Erfolg hatte, daß es die alliirte Armee, von der es vorher nicht viel anders als feindlich behandelt ward, nunmehr in einer ganz entgegengesetzten Gestalt sah.

*) Sterne dedicirte Ihm daher zwey Jahre hernach, in seiner gewöhnlichen Laune, ein Buch folgendergestalt:

Dem Hochwürdigsten
in Gott Vater
(nur drey Jahr alt)

Aus Zusammenhaltung aller dieser Umstände läßt sich einigermaßen Mösers Lage ermessen, welche auf seinen Charakter als Geschäftsmann und als Mensch, und auch als Schriftsteller, unstreitig den sichtbarsten Einfluß haben mußte. Er lernte früh sich in Menschen aller Art, auch von den entgegengesetztesten Gesinnungen und von dem entgegengesetztesten Interesse schicken. Daher seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung alle Gegenstände von mehrern Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von denjenigen, von welchen man sie am seltensten zu betrachten pflegt, durch welche Neigung bey ihm so viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freylich auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxieen und zu skeptischen Sätzen, welche zum Theile auch durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteyen, welche er zu schonen nöthig hatte, hervorgebracht, allemal aber sowohl durch seinen hellen gesunden Verstand als durch das hohe Wohlwollen, welches wesentliche Bestandtheile seines Charakters waren, nicht nur gemildert und unschädlich, sondern auch nützlich gemacht ward.

Als Möser von der Universität zurück kam, ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen; und schon im Jahre 1747 ward ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus Patriae

keine*) aufgetragen. Nicht lange darauf erhielt er noch außerdem die Stelle eines Sekretars, und nachher eines Syndikus, der Ritterschaft **). Diese letztern Aemter gaben ihm aber bis zu Anfange des siebenjährigen Krieges wenig Beschäftigung. Bis dahin, und auch noch nachher, bis zum Jahre 1768, da er zum Geheimen Referendar bey der Regierung ernannt ward, machte er sich vorzüglich als Advokat um das Vaterland verdient. Wider den an sich so nöthigen als nützlichen Advokatenstand sind nicht wenige Personen mit Vorurtheilen eingenommen, weil man freylich Beyspiele genug hat, daß er gemißbraucht worden, das Recht zu verdrehen, und hülflose Unterthanen und Mitbürger zu unterdrücken. Möser aber war ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der Einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimenrathspräsidenten, den Dompropst von K** †), die Feder führte. Möser selbst und an-

*) In dieser Qualität lag ihm ob die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen (z. B. wenn diese Exemtionen von Steuern oder andere Vorzüge und Privilegien verlangten) hatte, und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

**) Die Landstände des Stifts Osnabrück sind in drey verschiedene Korpora eingetheilt, nämlich: 1) das Domkapitel, 2) die Ritterschaft, 3) die Deputirten der Städte. Jedes Korpus hat seinen Syndikus und Sekretar.

†) Er starb kurz vor dem Anfange des siebenjährigen Krieges.

dere glaubwürdige Personen schilderten jenen Mann als einen stolzen, herrschsüchtigen und höchst intoleranten Geistlichen. Möser allein wagte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, das Recht der Unterdrückten gegen den sehr mächtigen und höchst despotischen Statthalter vor Gerichte zu vertheidigen. Schon hierdurch erhielt er früh das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß auch im Lande nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit geführt ward, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Daher bekam er auch auf Vermittelung der Landstände, besonders der größtentheils protestantischen Ritterschaft, wie eben gedacht, die Stelle eines Advocatus Patriae.

Es ist ein merkwürdiger Zug an Mösern, daß er von Jugend auf eine Abneigung fühlte ein richterliches Amt zu übernehmen — vielleicht, weil er nicht gern entschied —; und daß er hingegen, wie er selbst oft sagte, mit Leidenschaft Advokat gewesen war: — vielleicht, weil er da mehrere Seiten eines Gegenstandes besser untersuchen, entwickeln, und gegen einander stellen konnte. Diese seine Lieblingsbeschäftigung in seinen besten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in seinen Schriften so auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichsam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzusuchen, welche nicht eigentlich die seinige war. Auch beförderte seine Praxis als Advokat wahrscheinlich bey ihm die

Neigung zu Studien, welche ihn nachher so sehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander setzen sollte, in wie fern einem Stande oder einem Gute die Befreyung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zustehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen den Bauren, der Verfassung gemäß, habe? ob die Geistlichkeit, nach der ersten Einrichtung, statt der unter der Benennung des Zehenten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturprodukte zu fordern habe*)? u. dergl. m.; so mußte er nothwendig die ältere Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes befragen, und dadurch entwickelte sich bey ihm der Keim zu vielen gelehrten Untersuchungen welche nachher in seinen Phantasieen und in seiner Osnabrückschen Geschichte so herrliche praktische Früchte trugen.

Mösers Talente als Advokat, und die Freymüthigkeit mit welcher er jederzeit, ohne alle Menschenfurcht, das Recht der Unterdrückten vor Gerichte darstellte und vertheidigte, machten daß die protestantische Partey im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah. So ward er auch dem Hannöverschen Ministerium be-

*) Man sehe Mösers Briefe an mich No. 221 und den Auszug eines wichtigen Gutachtens über den letzten Gegenstand in den Phantasieen, IV. Th. S. 351.

merklich gemacht, welches während der Regierung eines katholischen Bischofs natürlich immer geneigt ist sich der Protestanten anzunehmen. Der berühmte Premierminister G. A. von Münchhausen ward von Mösers juristischen Kenntnissen und Rechtschaffenheit so sehr überzeugt, daß er ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sogar die wichtige Stelle eines Oberappellationsraths in Zelle anbot. Möser aber verbat dieselbe, theils wegen seiner Abneigung mit einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten Osnabrückischer Patrioten, welche damals schon hofften, es würde ihm bey veränderter Regierung ein wichtiger Theil der Landesangelegenheiten aufgetragen werden, welche durch den Krieg schon in so kritischer Lage waren.

Als die Franzosen mit ihrer Armee im Sommer 1757 ins Stift Osnabrück einrückten, nannten sie sich zwar Freunde, aber sie forderten freundschaftlich große Lieferungen und eine Menge Fuhren, und die Winterquartiere zehrten das Land aus. Als diese Truppen darauf, nach der Aufhebung der Konvention von Kloster-Zeven, der alliirten Armee weichen mußten, wurden auch von dieser dem Hochstifte Osnabrück Lieferungen und Kontributionen aller Art aufgelegt *). Hier ward Möser auf Veranlas-

*) Wie stark das Hochstift, sowohl durch die französische, als durch die alliirte Armee mitgenommen worden, zeigt eine mit aktenmäßiger Genauigkeit, und zugleich mit vie-

sung der Stände zu den dahin gehörigen mehrentheils so beschwerlichen als delikaten Geschäften gebraucht. Er mußte deshalb oft der alliirten Armee nachreisen, und hielt sich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme sagt: daß durch die Art seines Betragens gewiß dem Lande einige hunderttausend Thaler und sehr viel Unannehmlichkeiten gespart worden. Denn seine Einsicht, seine Uneigennützigkeit, seine Art die wahre Lage der Sachen ins Licht zu setzen, seine simpeln Plane, Alles so viel möglich zu wechselseitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und das Offene und Gerade in seinen Handlungen, machten ihn allenthalben sehr beliebt und erwarben ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand *) und der vornehmsten Generale.

ler Laune geschriebene kleine, jetzt sehr rare Schrift: Lettre d'un Membre des Etats de l'Eveché d'Osnabruc, du 10 Nov. 1759. 4. Doch ward von England nachher ein Ansehnliches wiederbezahlt; die freundschaftlich einmarschirten Franzosen aber vergütigten nichts.

*) Damals, im Jahre 1760, ward das erste Beyspiel seines Talents zur launigen Schreibart gedruckt: das Schreiben Joseph Patridgen, Generalentrepreneurs der Winterquartierlustbarkeiten bey der hohen Alliirten Armee. (Gedruckt in diesen vermischten Schriften, I. Th. S. 61 f.) Möser kam zwei Tage vor dem Geburtstage des Herzogs im Hauptquartiere zu Marburg an, schrieb in wenig Stunden dieß feine Kompliment an den großen Feldherrn, und schickte es noch am Tage seiner Ankunft in die Druckerey. Es ward sehr wohl aufgenommen, und that ihm und dem Lande, bey dem verwickelten Geschäfte das er auf sich hatte, gewiß keinen Schaden.

Mit welcher Menge von Menſchen, in höchſt verſchiedenen Lagen, ein Mann der in Geſchäften dieſer Art thätig iſt, zu verkehren hat, und welchen reichen Zuwachs von Kenntniß menſchlicher Charaktere und menſchlicher Geſinnungen aller Art der erhält, welcher mit Möſers feinem und ſchnellem Beobachtungsgeiſte verſehen iſt, braucht nicht erſt weitläuftig auseinander geſetzt zu werden.

Aber es war ihm noch eine vorzüglichere Gelegenheit vorbehalten, Welt und Menſchen in noch weiterm Umfange kennen zu lernen, und zugleich ſeinem Vaterlande die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Er ward im Jahr 1763 gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges von den Ständen, mit Einwilligung der damals regierenden Hannöverſchen Kommiſſarien, nach London geſchickt, um mit dem engländiſchen Kommiſſariate wegen der Lieferungen des Landes an die von England beſoldete alliirte Armee zu liquidiren, und deren Bezahlung zu betreiben. Die Zeitumſtände veranlaßten hier, daß ſeine Anweſenheit in London ſeinem Vaterlande indirekt noch nützlicher werden konnte.

Als der Biſchof und Kurfürſt Klemens Auguſt 1761 geſtorben war (man ſ. oben S. 29.), und nun, dem weſtphäliſchen Frieden gemäß, ein proteſtantiſcher Prinz aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg der Nachfolger werden mußte: verzog ſich die Beſtimmung deſſelben doch noch zwey Jahre lang, weil der Hof zu London unſchlüſſig war, welcher

Prinz zu wählen sey. Man hielt endlich für vortheilhafter, anstatt des Bruders des Königs, der schon bey Jahren war, des Königs zweyten neugebornen Prinzen zum Bischofe zu machen, ob sich gleich dabey verschiedene Schwierigkeiten hervorthaten *). Gerade in diesen kritischen Zeitpunkt traf Mösers Aufenthalt in England. Da er schon vorher dem Ministerium zu Hannover so vortheilhaft bekannt war, so ward es ihm leicht, das Vertrauen des damaligen hannöverschen Ministers in London, Herrn von Behr zu erwerben, der ihn über manche die Regierung von Osnabrück betreffende Gegenstände zu Rathe zog. Die Geschäfte nöthigten ihn, acht Monate dort zu bleiben, und sein Beobachtungsgeist war nie müßig in London, in der kleinen Welt, wo für einen hellen Kopf so viel zu beobachten ist.

Der große Chatham war damals zwar nicht mehr im Ministerium, aber sein Vaterland empfand noch die wohlthätigen Folgen der weisen Verwaltung des Mannes, desgleichen keiner wieder gekommen ist. Großbritannien fand sich nach dem Frieden auf

*) Z. B. der Hof zu London verlangte vom Domkapitel zu Osnabrück, daß es, wenn der Prinz minorenn stürbe, abermals einen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wählen solle, wozu es sich durchaus nicht verstehen wollte. Das Domkapitel wurde überhaupt unter der Hand vom kaiserlichen Hofe unterstützt; welches sich zeigte, sobald die alliirte Armee zurückgetrieben ward, und die französische Armee sich wieder dem Stifte näherte.

einem ſehr hohen Punkte der Nationalgröße ſo wie des Nationalwohlſtandes; und obgleich Beſtechung, Leichtſinn, Ueppigkeit, Verſchwendung und Sittenverderbniß ſchon damals nur allzuſehr begannen an deſſen vortreflicher Konſtitution unbemerkt zu nagen, ſo genoß Großbritannien doch die Früchte derſelben noch reiner und in viel größerm Maaße als jetzt. Die Einwohner fühlten ihr Stück, und waren damals weit mehr als jetzt, ſo wie ſie ihr Landsmann Goldſmith ſchildert:

Stern o'er each boſom reaſon holds her ſtate,
With daring aims irregularly great,
Pride in their port, defiance in their eye,
I ſee the lords of humankind paſs by.
Intent on high deſigns, a thoughtfull band,
By forms unfaſhion'd, freſh from nature's hand;
Fierce in their native hardineſs of ſoul,
True to imagin'd right, above controul,
While ev'n the peaſant boaſts theſe rights to ſcan,
And learns to venerate himſelf as man!

Eine ſolche Nation in ihrer genialiſchen Kraft, ja ſelbſt

Im Uebermuthe ihres Muthes,

erſcheint in unendlich mannichfaltigen Geſtalten. Alles ſtrebt mit einander und gegen einander, alles öffnet ſich lebendiger Beobachtung. Landesverfaſſung, Politik, Induſtrie, Handlung, Litteratur, Schauſpiele, Nationalbeluſtigungen, und vor allem

menschliche Charaktere von der interessantesten und verschiedensten Art, beschäftigten Mösers Aufmerksamkeit. Auch das Geringste entging ihm nicht *). Dieser Zuwachs von Kenntnissen hatte auf ihn als Geschäftsmann und als Schriftsteller einen wichtigen Einfluß. Die Menge der Gegenstände, worauf er nachher in seinen Schriften seine Augen richtete, deutet hierauf, und seine unnachahmliche Laune ward hier hauptsächlich wo nicht erweckt, doch noch mehr entwickelt.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Bischofe brachte verschiedene publicistische Fragen in Bewegung. Das Domkapitel meinte der Vormund des minderjährigen Regenten seyn zu müssen, weil er ein Bischof war; und verlangte daher bis zu dessen Volljährigkeit, das heißt, zwanzig Jahre lang, das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren. Der Vater glaubte der natürliche Vormund zu seyn, weil der neuerwählte Landesherr ein Fürst war, und setzte sich ohne weiteres in Besitz der Oberaufsicht und Anordnung der Regierung. Beide Theile hatten Gründe für sich, welche sie auch in gar gelehrten Deduktionen ausführten. Die

*) In seinen Phantasieen (I. Th. Saal.) beschreibt er ein Speisehaus für Bettler im Kirchspiele St. Giles in London, wohin ihn der berühmte komische Schauspieler Shutter führte, der zum Behufe seiner Kunst, an solchen Orten die Natur im high life below stairs aufzusuchen pflegte.

Gründe des Königs von England trug Möser mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, und mit großem Scharfsinne vor *), sogar aus dem kanonischen Rechte, wodurch das katholische Domkapitel hauptsächlich zu siegen gedacht hatte; und außerdem war auf Seiten des Königs noch die Macht. Beide Theile schlossen endlich einen Vertrag, wobey der mindermächtige so viel erhielt, als der mächtigere ihm füglich lassen konnte. Ferner war ein großer Streit: ob das Domkapitel oder der König den Gesandten beym Reichstage zu Regensburg senden; und ob während der zwanzig Jahre, die Stimme des minderjährigen Bischofs (der doch gewiß ein Protestant war) auf dem Reichstage für eine protestantische oder vielmehr für eine katholische müsse gerechnet werden? welches letztere, nach der sonderbaren Behauptung des Domkapitels, nothwendig seyn sollte. Man fand bald den kurzen Ausweg, daß den Rechten beider Theile unbeschadet, während der zwanzig Jahre die Osnabrückische Stimme am Reichstage ganz ruhen sollte, wo so manche nicht ruhende Stimme wenig entscheidet. Die Regierung des Landes

*) Die Deduktion ist betitelt: Rechtliche Behauptung der Gründe, worauf die von Sr. K. M. v. Großbritannien in Ansehung der Osnabrückschen Bischofswahl und der Regierungseinrichtung im Stifte — genommenen Maaßregeln gebauet sind. 1767. Fol. In den jetzt gesammelten vermischten Schriften Mösers, hat von dieser Deduktion nichts eingerückt werden können, weil die Ausführung eines vergessenen publicistischen Streits allzuwenigen Lesern interessant seyn würde.

aber war wesentlich, konnte nicht ruhen; diese dem Könige von England zu lassen, der sie schon übernommen hatte, mußte das Domkapitel zugeben: und Möser, der eines Theils dieser Angelegenheiten wegen schon in London war zu Rathe gezogen worden, bekam vom Könige insgeheim den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den Hannöverschen Minister in London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören *).

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine delikatere Lage denken: denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen; und

*) S. Mösers Briefwechsel mit mir, den Brief No. 2. vom 26 Jun. 1765. Er sagt daselbst ausdrücklich: „Er sey „vom Könige dem kleinen Bischofe zugeordnet, und „schlechterdings instruirt in allen Sachen sein Gutach„ten vorher abzugeben.“ Diese eigenhändige Nachricht Mösers ist um desto merkwürdiger, da Personen welchen sonst die Geschichte der letzten Regierungsveränderung wohl bekannt ist, nicht wußten, daß Möser schon von Anfang an einen so entschiedenen Einfluß in alle Regierungsangelegenheiten gehabt habe.

sollte das so oft entgegengesetzte Interesse zugleich beider Parteyen besorgen *). Der Einsichtsvolleste hätte hier scheitern können; und es würde kein Beweis eines wesentlichen Fehlers seyn, wenn ein Geschäftsmann in solcher schwierigen Lage, auch bey der unbescholtensten Aufführung, irgend einer der entgegengesetzten Parteyen hätte mißfallen müssen. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geschäftsgaben, verbunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit: daß, bey so manchen vorkommenden äusserst verwickelten Fällen, jedermann mit Mösern zufrieden war, auch nachdem der Fürstbischof wirklich zur Regierung kam: eine Epoche wo sich gewöhnlich manche Gesinnungen zu entdecken pflegen, die unter einer vormundschaftlichen Regierung verborgen blieben. Und als damals in vielen Stücken Manches sich änderte, blieb Mösern dennoch fortdauernd das Vertrauen des Bischofs und der Stände.

Im Jahre 1762 war ihm mit Beybehaltung seiner andern Aemter, von dem während der Sedisvakanz regierenden Domkapitel, die mit einem gu-

*) Dieß dauerte viele Jahre lang. In seinem Briefe an mich No. 43, schreibt er bey Gelegenheit seines Amtsjubiläum (s. unten S. 46 die Note): „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für Jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa."

ten Gehalte verknüpfte Stelle eines Justitiarius beym Kriminalgerichte*) in Osnabrück verliehen worden. Im Jahre 1768 legte er dieses Amt wieder nieder, als er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bey der Regierung erhielt, in welcher er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende verblieb.

Im Jahre 1769 bekam er eine Zulage zu der Pension, welche er schon vorher, für die vielen dem Lande während des Krieges geleisteten Dienste, aus der Landeskasse genossen hatte. Es verdient hier wörtlich eingerückt zu werden, was Möser mit der ihm eigenthümlichen Laune über diese unverlangt erhaltene Zulage auf einen Brief des Hannöverschen Ministers eigenhändig geschrieben hat. Es charakterisirte Beider edle Gesinnungen. Möser sagt:

„So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, „und ich möchte sagen wider mein Verlangen „zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondiren „der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in allem „genug hätte, und doch nicht mehr als einen Pudding „auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch „zehnmal so viel einzunehmen hätte; eben so hatten „sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel**) für

*) Vermöge dieser Stelle hatte er die vorfallenden Inquisitionen zu führen, und das dahin gehörige zu besorgen.

**) Möser hatte bis dahin keinen Titel von der Regierung erhalten; der Titel eines Justizraths den er von 1762 bis 1783 führte, ward ihm vom Publikum nur zufällig gegeben, weil nämlich sein Vorfahr in der Stelle eines Justitiarius beym Kriminalgerichte denselben gehabt hatte;

„mich gedacht, wie mir der Regierungsrath v. d. „Busſche eröffnete: ich ſchrieb deswegen bey Gelegen„heit der Dankſagung für die Zulage an den Miniſter, „daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verſchonen „möchte, indem ich das Recht durch einen Zaun zu „kriechen nie daran geben wollte. Hierauf antwortete „der Herr von Behr:

London, den 18ten Juli 1769.

„Die gute Geſinnungsart von Ew. Wohlgeboren „beſtätigt Deroſelben geehrtes vom 8ten dieſes Mo„nats; ich bin allemal davon überzeugt, und das „Wenige was der König, Namens des Herrn Bi„ſchofs, Denenſelben gnädigſt zugewandt haben, „bitte ich nicht als eine Ermunterung zu Dero fer„nern Bemühungen für das gemeine Beſte, ſon„dern als ein Zeichen des guten Willens anzuſehen, „den man ſtets für Dieſelben heget. — Was den „Titel anbetrift, ſo denke ich wie Ew. W., daß es „eine ſehr gleichgültige Sache für einen verdienten „Mann iſt. Denenſelben wird die Wahl darunter „allemal frey ſtehen. Ich mache mir aber eine „Ehre daraus, daß Ew. W. ich hierunter beſſer ge„kannt habe, als der Herr R. R. v. d. B. Wenn „es einſt ſo weit in einem Lande kommt, daß die „Ehrenſtellen darnach gerechnet werden, wie man „ſich am meiſten um das gemeine Beſte verdient „macht, ſo halte ich es für glücklich.“ — —

Im Jahre 1783, bey dem wirklichen Regierungsantritte des Fürſtenbiſchofs, nahm Möſer auf

Aber das Domkapitel, welches Möſern die Juſtitiarſtelle ertheilte, kann ſede vacante zwar erledigte Aemter vergeben, aber nicht Titel beylegen. A.

wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer-Justizrath an.

Wie große Dienste er dem Hochstifte Osnabrück geleistet hat, läßt sich hier vor den Augen des ganzen Deutschlands nicht deutlich schildern. Möser mag mich selbst entschuldigen, ungeachtet der bescheidene Mann, als er eine allgemeine Wahrheit vortrug, gewiß nicht an sich selbst dachte. Er sagt*):

„Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze „aus, wie andere Reiche. Es hat keine Hauptstadt „wie Frankreich und England, und folglich stehen „diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen, oder auch sonst in stiller Größe „leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Reichen befinden. Wir können uns „also nie schmeicheln, solche Biographieen zu erhalten, wie unsere Nachbarn haben. Wir können „höchstens Helden und Gelehrten (und dergleichen „Muster brauchen wir sogar viel nicht); aber nie den „Mann, der dem Staate im Kabinette und auf dem „Rathhause dienet, zu einem Türgot oder Beckford „machen. Der Minister eines Bischofs oder Reichsgrafen mag seinem kleinen Staate noch so große „Dienste leisten und zehntausend Unterthanen glücklich „machen; sein Ruhm wird mit ihm bald in die Grube sinken, wenn er auf einen solchen Biographen „warten soll, wie die Engländer und Franzosen „haben."

Meine Leser werden es mir also um so leichter vergeben, daß ich von Mösers Verdiensten als Ge-

*) S. Phantasieen I. Th. S. 361.

schäftsmann hier weiter nichts genauer auseinander setze, selbst verschiedene wichtige Gegenstände betreffend, wovon ich unterrichtet seyn könnte. Dieß bliebe allenfalls einem Biographen überlassen, der ihn bloß für Osnabrückſche Leſer ſchildern wollte. Aber es iſt leicht einzuſehen, daß Möſers Verdienſte in ſeinem Geſchäftsleben außerordentlich groß geweſen ſeyn müſſen, wenn man ſich die oben beſchriebene komplicirte Verfaſſung des Stifts Osnabrück deutlich vorſtellt, nach welcher bey jedem dortigen Geſchäftsmanne, der nahe am Ruder der Regierung ſteht, manche ſchwer zu befriedigende Forderungen zuſammen kommen müſſen; und wenn man dabey bedenkt, daß Möſer in einer ſo langen Reihe von Jahren und unter ſo mannichfaltigen Veränderungen, dennoch ununterbrochen den Beyfall aller Parteyen, zugleich des hannöverſchen Miniſters, des Biſchofs, und der Landſtände*), ja des ganzen Publikums Vertrauen bis an ſein Ende hatte, und daß beſonders auch das Domkapitel, dem er zuweilen entgegen arbeiten mußte, ihm nie die ſeiner Rechtſchaffenheit gebührende Hochachtung verſagte.

Und dieſes ſeltene Vertrauen erhielt Möſer nicht etwa durch jene ſchleichende Politik, welche bey Män-

*) Ein Beweis einer ausgezeichneten Hochachtung iſt das Feſt auf Möſers funfzigjährige Amtsfeyer, welches die Osnabrückſche Ritterſchaft den 17ten Jänner 1792 (zwey Jahre vor ſeinem Tode), veranſtaltete, welches Hr. D. Kleuker in der Berliniſchen Monatsſchrift (März 1792 S. 300) rührend beſchrieben hat.

Männern, die sich in wichtigen Staatsbedienungen lange erhalten, nur allzuoft zu finden seyn soll. Er wußte nicht etwa bey jeder Partey sich schlau hinzuzudrängen, kleine Absichten zu errathen, um durch deren Beförderung größere Absichten für sich selbst zu erreichen, ungebührliche Gefälligkeiten zu erzeigen um gleiche zu erwarten, den guten Namen eines andern zu untergraben um dessen Einfluß zu mindern, zwey Parteyen zu erwecken um eine durch die andere zu lähmen, auf geheimen Wegen das zu suchen was auf öffentlichen ohne Scham nicht zu erlangen wäre, seine wahren Absichten und Handlungsarten unter fremden Schein zu verstecken, um die welche sie hindern konnten irre zu führen, den der seinen Absichten nicht entsprach insgeheim zu stürzen damit er nicht schaden könne, und wo dies nicht Statt fände, allenfalls sich zu rächen um furchtbar zu bleiben; und was der Künste mehr sind welche in vielen Ländern die Staatspraxis von jeher an die Hand gegeben hat. Möser kannte sie alle; dafür bürgt seine große Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Charakter war viel zu edel, als daß er sie selbst jemals hätte brauchen wollen. Zwar besaß er vollkommen die feine Weltklugheit, welche lehret Menschen und ihre Absichten richtig zu beurtheilen, und schnell die Mittel zu finden wie man auf sie und durch sie wirken kann. Er wußte, wann er schonen, wann er nachgeben, wann er einen Theil aufopfern mußte, um das Ganze zu erhalten. Er wußte, wann er zu schweigen

und wann er zu reden hatte, und wie mit jedem zu reden war, um ihn zu dem geneigt zu machen was ausgeführt werden ſollte. Vorzüglich viel wirkte auch das Vertrauen, welches jeder in ihn ſetzte; und die Hauptſtütze dieſes Vertrauens waren die allgemeine Meinung von ſeiner ſo oft erprobten Klugheit, die einſtimmige Ueberzeugung von ſeiner groſſen Einſicht und Erfahrung in allen Landesgeſchäften, wodurch er fähig war Alles leicht einzuſehen und auszuführen, ſein allgemein erkannter Biederſinn, ſeine allgemein erkannte offene und redliche Art zu handeln. Wer etwas Schlechtes ſuchte, durfte nicht hoffen ihn ſeinen Zwecken geneigt zu machen; wer aber etwas Gutes, etwas Billiges, etwas dem Vaterlande Erſprießliches auszuführen meinte, dem zeigte er ſich immer bereit ſo viel möglich beyzuſtehen. Doch war es ihm nicht genug daß gute Abſichten auszuführen wären; er ließ die beſten Vorſchläge ruhen, bis er die Mittel ausgefunden hatte welche deren Ausführung möglich machten: wohl wiſſend daß ohne Ausführung die ſchönſten Vorſchläge wenig werth ſind. Zugleich war er weit von dem Eigenſinne der theoretiſchen Staatsmänner entfernt, welche, wenn ſie unzulängliche Mittel ausgedacht haben, dieſe blindlings anwenden, ohne Rückſicht ob je dadurch der Zweck könne erreicht werden *).

*) Mercier ſagt ſehr treffend von dem durch ſein Wohlwollen ſo ſchätzbaren und durch ſeine Unfähigkeit zur Ausführung der Geſchäfte als Staatsminiſter ſo unbe-

Es giebt nicht wenig Geſchäftsleute die mit den Geſchäften beynahe zu Werke gehen wie die Engländer bey Bezahlung ihrer Ausgaben: die kleinen welche ihnen eben unter die Hand kommen, werden mit baarem Gelde, alle größere aber durch Papier und Anweiſungen auf Andere abgemacht. Möſer arbeitete in allen wichtigen Geſchäften ſelbſt; und wenn er Andern minder wichtige übertrug, ſo hatte er auch dieſe reiflich durchdacht, und gab entweder im Voraus Anleitung wie ſie auszuführen waren *), oder beurtheilte das was jene gearbeitet hatten, nach eigener

deutenden Türgot: „Trop entêté de ſes idées, avec des „lumières et des vertus, il n'avait aucune connaiſſance „des hommes. Demi-économiſte, pétri de bonnes in„tentions, voulant le bien et le cherchant, ſon en„têtement le mit de niveau avec l'ignorance, parce qu'il „lui ôta la connaiſſance détaillée et la vraie conduite de „l'homme d'état proprement dit." (*Tableau de Paris* T. VIII. Chap. DCXLVI.) Man könnte etwas ähnliches von Necker ſagen, bey welchem Selbſtvertrauen und guter Willen ohne Kraft vielleicht ungefähr ſo wirkten, wie bey Türgot Theorie und Eigenſinn. Auch kann man beynahe auf Necker anwenden, was Mercier gleich darauf von Türgot ſagt: „Il débuta par des réformes abſolument „inutiles, *au lieu de profiter de l'inſtant de faveur et d'en„thouſiasme qu'il avait inſpiré*, et dont il jouiſſait, pour „frapper avec force et fermeté un coup régénérateur."

*) Möſer legte in den Phantaſieen (IIr Theil Seite 222.) einem reiſenden Franzoſen folgendes in den Mund das ſehr vermuthlich von ihm ſelbſt gelten ſoll: „Was würde es für eine beſchwerliche Arbeit ſeyn, alle Sachen „ſelbſt einzuſehen, und ſo wie euer Hr. M. . . thut,

Einsicht, ohne sich jemals bloß auf Andere zu verlassen. Hiezu half ihm sein durchdringender Geist, von jeher gewohnt jeden vorkommenden Gegenstand ganz durchzudenken und nichts anzugreifen was er nicht übersah.

Mösers gründliche Gelehrsamkeit unterstützte seinen natürlichen Scharfsinn, und hinderte oder verwirrte nie den klaren Blick des gesunden Verstandes, welches sonst bey gelehrten Geschäftsleuten eben nicht selten ist. Addison, einer der ersten engländischen Schriftsteller, welcher durch Gunst und durch die große Meynung die man von seinen allgemein anerkannten Talenten hatte, die hohe Würde eines Staatssekretars erhielt, mußte sie niederlegen, weil er bald selbst seine Unfähigkeit fühlte *). Er konnte im Parlamente nicht reden, ohne daß seine Begriffe sich verwirrten, ja er blieb einmal gleich beym Anfange der Rede stecken; er war zurückhaltend, taciturn und ängstlich, wenn er im Geheimenrathe und sonst über Geschäfte sprechen sollte; er konnte oft selbst mit gemeinen Expeditionen nicht fertig werden, weil er in der Wahl der Ausdrücke künstelte, und immer schön schreiben wollte. Das war bey Mösern

„bey jedem Ja und Nein, was er auf die eingekommenen Vorstellungen setzt, mit einem Buchstaben noch besonders zu bemerken, ob das Nein solle piano, andante, andantino, grave, forte, piacevole, grazioso, oder staccato und allabreve ertheilt werden?“

*) S. Johnson's Life of Addison in Johnsons Works (London 1787. gr. 8.) Vol. III. S. 67. ff.

gar nicht der Fall, dem alles leicht ward was er unternahm, der jederzeit natürlich und zweckmäßig redete und schrieb, und weil er überhaupt niemals Gelehrsamkeit zeigen wollte, sich auch nie einfallen ließ, nach Gelehrsamkeit oder zierlicher Schreibart da zu haschen, wo sie nicht hingehören.

Ein Engländer welcher über Gelehrte und gelehrtes Wesen ein zwar nicht schlechtes, aber doch auch nicht klassisches Buch geschrieben hat, behauptet*): „Gelehrte könnten Staatsmänner, aber „Staatsmänner nicht leicht Gelehrte werden.“ Dieß mag wahr und falsch seyn, nachdem man es nimmt; wie mehrere allgemeine Sätze. Staatsmänner werden freylich nicht leicht eigentliche Gelehrte werden können oder wollen, weil Gelehrsamkeit, so wie wir sie nun einmal jetzt durch Bücherlesen erlangen und durch Bücherschreiben anwenden, von Jugend auf ein anstrengendes Studiren erfordert; daher schwerlich jemand im reifern Alter ein solches Studium erst wird anzufangen Lust haben, wenn er nicht etwa gelehrt war, ehe er zu den Geschäften kam, wie z. B. Thuanus, Grotius, und Bolingbroke. Daß aber zum Geschäftsmanne andere Talente gehören als zur Gelehrsamkeit, davon ist schon Addison ein sehr auffallendes Beyspiel, ein Mann der noch dazu nicht ein bloßer Stubengelehrter war,

*) S. Essay on the manners and Genius of the literary character, by *I. d'Israeli*. (London 1795. 8.) S. 182.

ſondern in der groſſen Welt lebte. Noch weniger wird alſo der Gelehrte, welcher bloß in ſeiner Studierſtube mit Büchern umzugehen gewohnt iſt, und am allerwenigſten derjenige, bey dem ſelbſt das was er praktiſche Vernunft nennt, wenig mehr als theoretiſches Formenſpiel genannt zu werden verdient, der Gelehrte, der an einer todten politiſchen Theorie klebt, womit er doch meint den Staat regieren oder gar umformen zu können, auch nur in den untern Geſchäftsſtellen je ein mäßig brauchbarer, geſchweige ein vorzüglicher Mann werden; er müßte denn die unter den Weiſen a priori ſo ſeltene Klugheit beſitzen, ſeine ſpekulative Weisheit auf der Studirſtube zu laſſen, wenn er in die wirkliche Welt tritt. Denn in jedem Staate, ja in den kleinſten oft am meiſten, kommt alles bloß auf Wirkung und Gegenwirkung an, wobey die todte formale Spekulation ſo gut wie gar nichts hilft, weil bey dieſer alles auf einförmigen einſeitigen Gang eigener Ideen, nichts auf Gegenwirkung berechnet iſt, welche doch in der Welt nirgend fehlt und fehlen kann*). Daher wird, um in

*) Ich kann nicht umhin, hierbey auf Herrn Büſch's Erfahrungen zu verweiſen, beſonders im 1ſten Bande auf die überaus ſchöne Abhandlung über die Einförmigkeit und auf die eben ſo trefflichen Geſpräche über den geſunden Menſchenverſtand worin dieſe und andere von der Menge unſerer Stubengelehrten oft verkannte Wahrheit mit vielem Scharfſinne auseinandergeſetzt ſind. Beſonders S. 134. S 169 ff. S. 209. S. 214. S. 217 S. 258. 271 Dieſes höchſt ſchätzbare Buch wird bey weitem nicht ſo allgemein geleſen, als es verdiente. Es

allen Geschäften, besonders aber in Staatsgeschäften brauchbar zu seyn, hauptsächlich erfordert, eine lebendige Kenntniß der Menschen, ihrer Charaktere, ihrer Absichten, besonders des großen Hebels aller menschlichen Geschäfte, der Leidenschaften und Neigungen der Menschen, und der Art auf diese Neigungen zu wirken. Diese Kenntniß erwarb sich Möser schon sehr früh, und benutzte mit hellem Sinne seine zufällige Lage, um sie leicht erwerben zu können, wie oben ist angeführt worden. Dieß machte ihn vorzüglich geschickt zu allen Weltgeschäften überhaupt und zu Staatsgeschäften insbesondere.

Ob aber Möser gleich in einer langen Reihe von Jahren in Staatsgeschäften, bey Kriegesheeren und überhaupt in dem großen vermischten Zirkel des Weltlebens zubrachte; so ward dadurch doch nie sein Herz verhärtet oder unempfindlich gemacht*).

sollte in jedes jungen Mannes, der zur Gelehrsamkeit oder zur Geschäften erzogen wird, besonders aber auch in den Händen der Prinzen und ihrer Lehrer seyn.

*) Tout homme qui vit beaucoup dans le monde, me perfuade, qu'il eſt peu ſenſible; car je ne vois presque rien qui puiſſe y intéreſſer le coeur, ou plutôt rien qui ne l'endurciſſe; ne fut-ce que le ſpectacle de l'inſenſibilité, de la frivolité & de la vanité qui y regnent. S. *Oeuvres de Chamfort* T. IV. p. 85. So war das Weltleben im ehemaligen Frankreich; in Deutschland ists hoffentlich nicht völlig so arg. Doch giebt auch bey uns das Weltleben, ob es gleich nicht zu vermeiden ist, und nicht vermieden werden muß, dem denkenden und wohl-

Nie verlor er im geräuschvollen Weltleben weder den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einsamen Studirzimmer; noch den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Zirkel eigen waren.

Der Vorsatz solche für die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft wohlthätige Gesinnungen unter seinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufsätzen welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens am meisten beschäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: Patriotische Phantasieen in vier Bänden zusammengedruckt, und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im Oktober des Jahres 1766 fingen nämlich die Osnabrückschen Intelligenzblätter *) unter Mösers Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den landtagsverhandlungen, von den Gesetzen, und

wollenden Manne Gelegenheit genug sich in seine Hütte zu wünschen wo er sich selbst leben kann.

*) An den Osnabrückschen Unterhaltungen, welche der jüngere D. Lodtmann zu Osnabrück herausgab, hat Möser nie Antheil gehabt, ob dies gleich im Gelehrten Deutschlande vermuthet wird.

der Verfaſſung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus ſeinem eigenen Geſchäftskreiſe nahm; aber eine andere Abſicht welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verſchaffen, und „nützliche Wahrheiten die ihm „von ſeiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in „die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art „einzuprägen*), „ menſchlichere Geſinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, ſelbſt für feinere Empfindungen und beſſern Geſchmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner, worunter mehrere ſelbſt vornehmen Standes noch ziemlich roh waren, einer beſſern Kultur näher zu bringen und eine gewiſſe Vereinigung der kultivirten Menſchen unter ſich zu bewirken. Hiezu wendete er ſeinen Geſchäftskreis, ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Witz, ſeine Welterfahrung, und ſeine ernſthafte und Erholungs-Lektur an. Er war gleich einer arbeitſamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat, und ſodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beſchienene Gefilde, Honig aus den ſchönſten Blüthen zu ſaugen, aber mit dem Honige Stoff zu neuen Zellen einbringt und alſo ſelbſt durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert.

*) Möſer ſagt dieß wörtlich in ſeinem im Briefwechſel abgedruckten Briefe an mich Nr. 12.

Daher sind viele von diesen hochschätzbaren durch den Abdruck der Phantasieen in ganz Deutschland bekannt gewordenen Aufsätzen eigentlich nur lokal für Osnabrück. Es geht dabey für uns Leser außer diesem Lande freylich etwas verloren. Sollten wir aber diese edlen Trauben gar nicht kosten wollen, weil sie einen gout de terroir haben? Jeder bewundert gewiß immer in Mösers patriotischen Phantasieen seine weitläufige Gelehrsamkeit, welche er auf eine bisher kaum in irgendwo bemerkte Art zum allgemeinen Besten anzuwenden wußte, seinen Reichthum von Einkleidungen um oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit zu geben, die unerschöpfliche Laune womit er ernsthafte Gegenstände aufheiterte, und die über das Ganze ausgebreiteten milden Gesinnungen des Wohlwollens, der Gutherzigkeit und der Menschlichkeit.

Freylich war es hiebey etwas unbequem, daß mehrere Gegenstände, welche sich auf die innere Verfassung von Osnabrück beziehen, ungeachtet der gelegentlichen Erklärungen, zuweilen von auswärtigen Lesern nicht genug gefaßt wurden, und daß er wegen der Art wie er sich über manche Gegenstände wegen der lokalen Lage in Osnabrück ausdrücken mußte, auch hin und wieder mißverstanden ward. Dahin gehört besonders, was er in den Phantasieen an mehrern Orten über Leibeigenschaft sagt. Es ist alles mit richtiger historischen Entwickelung und mit seltenem Scharfsinne ausgeführt; aber es

fiel sehr auf, daß Möser die Leibeigenschaft zu vertheidigen schien. Um zu sehen, daß er hierüber und über andere Gegenstände nicht anders schreiben konnte wie er schrieb, verdient seine Vorrede zum dritten Bande der Phantasieen nachgelesen zu werden. Er sagt darin unter andern:

„Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frey gesagt zu haben, wenig gedient, wenn ich nicht damit gewonnen hatte, und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger eben so wichtig waren, als das Recht und die Wahrheit; so habe ich um jenes nicht zu verlieren und dieser nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein großes Publikum geschrieben hätte, vielleicht zu klein erschienen haben würde. — Der wahre Kenner wird sich durch diese Blendungen nicht irre machen lassen. — Das Sonderbarste aber ist, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigsten Vertheidiger desselben angesehen hat."

Wie er hier verstanden seyn wolle, erklärte er noch deutlicher in einem Briefe an mich vom 24sten Jänner 1778 *), da er in einem freundschaftlichen Briefe offenherziger sprechen konnte, als öffentlich. Folgendes sind seine Worte:

„Ich wünschte nicht gern in dem Verdacht zu seyn, daß ich das Pro und Contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibei-

*) S. in dem gedruckten Briefwechsel, No. 131/132/

„genthume einen offenbaren Krieg angekündigt „haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die „ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, „deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscher„zen kann, ohne allen guten Anstalten zu scha„den.“

Es möchte freylich wohl wehe thun, daß ein edler Möser über das Leibeigenthum nicht in eben dem hohen menschenfreundlichen Tone schreiben konnte, mit welchem Voltaire die Leibeigenen auf dem Jura vertheidigte, und mit welchem Wilberforce noch jährlich im Engländischen Parlamente für die Freylassung der Neger spricht. Daß aber der edle Möser nicht aus Heucheley und Mantelträgerey so schrieb, wie er schrieb, werden billige Leser einsehen, welche bedenken daß wir nirgend in Deutschland wahre, das heißt, uneingeschränkte Freyheit haben, über Gegenstände welche auf Mißbräuche von Landesverfassungen deuten, ohne weitere Umstände so zu schreiben wie ein Voltaire schrieb und ein Wilberforce spricht. Es scheint zuweilen als wäre diese Freyheit in Deutschland da, und die Gelehrten welche gern auf die Wirkung ihrer Schriften einen großen Werth setzen mögen, bereden es sich selbst; aber wirklich ist dem nicht so. Auch Möser mußte sich begnügen wenig Gutes zu stiften, wenn er nicht vieles stiften konnte. Wollte er die oben bemerkten allgemeinen Zwecke seiner Blätter erreichen, wollte er das Vertrauen und die Liebe des aus Gutsherren bestehenden Ministerium und der Landschaft

behalten; so konnte er manche Wahrheiten nicht gerade heraus sagen, so mußte er sich hüten zu beleidigen; und es wird leicht für Beleidigung geachtet, wenn man Vorurtheile geradezu angreift, die mit dem Nutzen der Mächtigen verknüpft sind.

Um Mösers Aufsätze über das Leibeigenthum nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man auch immer vor Augen haben, daß er lokal von dem im Hochstifte Osnabrück noch bestehenden Leibeigenthume spricht, welches allerdings von andrer Beschaffenheit und an sich viel milder ist, als in manchen andern Ländern, und dadurch daß die Rechte des Gutsherrn und des Leibeigenen bestimmt sind, und daß der Leibeigene gegen seinen Herrn Recht erlangen kann, weit erträglicher wird; wobey auch nicht vergessen werden muß, daß mit dem freilich immer an sich harten Zustande der Leibeigenschaft zufällige Vortheile verknüpft seyn können *). Möser gehörte nicht zu den theoretischen Politikern, welche sich mit Träumen über ein leicht zu entwerfendes, nie aber auszuführendes Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung herumtreiben; sondern er lebte in der wirklichen Welt, und suchte darin zu wirken. Er wußte sehr wohl, daß ein Uebel, welches in eine gegebene Verfassung tief eingreift, nicht allemal ganz gehoben, sondern oft nur gemildert werden kann; und zur Milderung dessen was die Leibeigenschaft Hartes hat, war Möser in seinem Ge-

*) Man sehe z. B. Mösers Phantasieen, IV. Theil. S. 323.

schäftsleben, sonderlich durch Beförderung einer unparteyischen Rechtspflege, äußerst thätig.

Mösers verschiedene Aufsätze über das Leibeigenthum in den Phantasieen haben überdieß mannichfaltigen Nutzen. Er hat zuerst den Ursprung des Leibeigenthums historisch auseinander gesetzt, und zugleich die Spuren und Folgen desselben in einer noch bestehenden Verfassung gezeigt, welches die Begriffe davon berichtigt und für die alte deutsche Geschichte, für die Verfassung und die Rechte mehrerer deutschen Länder, für die menschenfreundliche Philosophie selbst, welche gern den Leibeigenen helfen wollte, gleich wichtig ist. Z. B. sein Aufsatz: Ueber den Unterschied der Hörigkeit und Knechtschaft *), desgleichen die Gedanken vom Ursprunge und Nutzen der sogenannten Hyen, Echten oder Hoden **), sind Meisterstücke, wodurch eine Menge allgemeiner Vorurtheile und Irrthümer in dieser Materie vertilgt und ganz neue Aussichten geöffnet werden. Seine übrigen Aufsätze über den Ursprung (oder, wie er es zuweilen nennt, über die Naturgeschichte) des Leibeigenthums ***), wenn gleich manches mehr scharfsinnig als ganz genau historisch richtig seyn sollte, indem der Eigennutz, der Druck und die Herrschsucht mächtiger Grundbesitzer

*) S. Phantasieen, III. Theil. S. 187.

**) S. den III. Theil. S. 347.

***) z. B. Phantasieen. III. Th. S. 61. IV. Th. S. 311.

über Aermere und Schwächere noch weit mehr in Anschlag hätte kommen können *), zeigen doch die unstreitige Wahrheit, daß ehemals oft das Leibeigenthum zum Besten der Leibeigenen eingeführt und mehrentheils von ihnen selbst gewählt worden, daß daher leibeigen zu seyn ehemals ein Vortheil seyn konnte, und es noch bis jetzt in gewissen Verfassungen unter gewissen Umständen seyn kann. Nur sollten menschenfreundliche und billige Landesherren und Gutsbesitzer bedenken, daß die Umstände worunter das Leibeigenthum vortheilhaft war, fast allenthalben sich völlig geändert haben. Es ist mit der Leibeigenschaft beynahe eben so als mit dem Leibzolle der Juden. Die Juden selbst bewirkten ehemals im Mittelalter, daß sie auf allen Heerstraßen einen Leibzoll gaben, um bey ihren Handlungsreisen sicher für ihr Leben und ihre Güter zu seyn. Aber jetzt bey ganz veränderten Umständen ist der Leibzoll der Juden nichts als eine schimpfliche Erniedrigung, und eine unwürdige Gleichsetzung eines Menschen mit einem Stücke Vieh oder einem Stücke Waare. So wie dieser Zoll, sollte auch das Leibeigenthum aufgehoben werden. Daß dieses nicht geschehen sollte, wird dadurch nicht bewiesen, daß fast in allen Ländern, wo Leibeigenthum seit undenklichen Zeiten herrschet, der Bauer nicht von demselben entbunden seyn und für sich selbst sorgen mag. Dieß zeigt nur ent-

*) Man sehe unter andern Schmids Geschichte der Deutschen, 1. Band, S. 433. 434.

weder stupide Unthätigkeit und Sorglosigkeit, oder auch so viel obgleich groben, doch gesunden Verstand, um einzusehn, daß bey einer bloß nominalen Freyheit ohne Mittel sie zu gebrauchen, ein schlechter Zustand noch schlechter werden kann. Und wenn im Hochstifte Osnabrück, so wie in manchen andern Ländern, Fälle vorkommen, daß Bauern sich selbst ins Leibeigenthum sogar einkaufen; so deutet dieses nur auf höchstfehlerhafte Einrichtung in Absicht auf die nöthige und ehrwürdige Klasse der ackerbauenden Menschen: daß nehmlich diese ihr dem Staate so unentbehrliches Geschäft nicht treiben kann oder darf, bis sie ihrer körperlichen Freyheit entsagt; so wie ehemals bey einer fehlerhaften Verfassung, welche die Landstraßen unsicher machte, die Juden das Recht ihren Leib zu verzollen, auch wohl erkaufen mochten, weil sie sonst ihren Leib und ihre Güter gar verloren. Es ist aber in der Natur der Sache, daß Leibeigenschaft die mehrere Hervorbringung der natürlichen Produkte und die mehrere Bevölkerung hindert. Da nun bessere Einsichten in die Regierungskunst und in die Staatswirthschaft die Wichtigkeit beider Gegenstände zeigen; so wird eine zweckmäßige, nicht tumultuarische Aufhebung immer wünschenswürdig bleiben, und die Art ihrer Entstehung nebst der Art ihrer jetzigen verschiedenen Beschaffenheit muß an jedem Orte zu einer vernünftigen Aufhebung den Weg bahnen, wobey beiden Theilen so wenig als möglich zu nahe geschieht. Möser sah dieß ein, und that in verschiedenen

denen Aufsätzen ziemlich angedeutet, und in verschiedenen andern unverhohlen angezeigt, daß das Leibeigenthum könne und müsse aufgehoben werden, und hat auch geradezu Vorschläge zur Art der Freylassung in Osnabrück gethan*). Ich weiß nicht ob ein Osnabrückscher Gutsherr es versucht hat, einen von diesen Möserschen Vorschlägen**) auszuführen. Rühmlich würde es ihm seyn: denn von obenherab muß solche Verbesserung kommen, der Bauer kann und soll nicht den Anfang machen; daß dabey zweckmäßig zu Werke gegangen werden müßte, versteht sich von selbst, und das von Mösern entworfene Formular zeigt, wie reiflich er alle dazu nöthige Umstände erwogen hatte.

Diesem Menschenfreunde war zwar, es ist nicht zu leugnen, durch die besondere Osnabrückische Verfassung, welche er beständig nicht nur im gemeinen Leben sondern auch im Geschäftskreise vor Augen hatte, der Begriff der Leibeigenschaft gewöhnlicher geworden; und, nachdem sein Scharfsinn aus der Geschichte die Entstehung entwickelt hatte, lebte er in Gedanken mehr in der alten Zeit, wo Hörigkeit und Leibeigenthum noch wohl überwiegende

*) Z. B. im III. Theile S. 230. und im IV. Theile S. 321, 334.

**) Wie mir zuverläßig versichert worden, hat die Landesregierung in Osnabrück die Aufhebung der Leibeigenschaft in einzelnen Fällen gern, und hält sie also doch für nützlich, und wenn der Gutsherr mit seinen Bauern einig ist, hat kein Dritter etwas dabey zu erinnern.

Vortheile waren, und der Beſitz des Grundes allein die Nation formirte. Er konnte daher von Heloten und Leibeigenen, welche nothwendig in die Brüche fallen müßten, wenn ſie keine Aktie in der Geſellſchaft die das Land unter ſich theilte, hätten erlangen können, mit mehr Gleichgültigkeit reden, als in der jetzigen Lage der Dinge eigentlich ſchicklich ſeyn möchte, wo das was eine Nation bildet, noch auf andern Gegenſtänden beruhet, als auf der urſprünglichen Theilung des Bodens, und wo man nicht mehr als ein Wehr in den Krieg ziehet. Freylich, die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge veranlaſſet, daß in jedem Staate mehrere Menſchen in die Brüche fallen: denjenigen aber, denen dieß wiederfährt, iſt es nicht gleichgültig, daß ſie ſo fallen und wie ſie fallen, und dem Menſchenfreunde kann es auch nicht gleichgültig ſeyn. Wenn gleich alſo vielleicht ein etwas einſeitiger Geſichtspunkt zuweilen Mösers Scharfſinn zu ſtark in Bewegung ſetzte; ſo ſchlug doch ſein Herz warm für die Menſchheit. Er wußte ſehr wohl und fühlte auch recht innig das Elend das den Leibeigenen, wenn auch vielleicht in Osnabrück nicht ſo ſehr, doch gewiß an vielen andern Orten *) mannichfaltig drückt. Er wußte wohl, es

*) Man leſe z. B. nur ein mit Verſtande und warmer Menſchenliebe geſchriebenes Buch das traurige Wahrheiten hierüber enthält: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts von G. Merkel. (Leipzig 1797. 8.)

Sehn viele da gebückt und melken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren dran und melken
Wie an dem lieben Vieh.

Und iſt doch nicht zu defendiren
Und gar ein böſer Brauch,
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
Es ſind ja Menſchen auch.

Aber freylich wußte Möſer auch, daß mit der bloßen Wärme eines Menſchenfreundes wenig ausgerichtet wird; und daß die Großen und Mächtigen, welche ſich im Beſitze alter Rechte befinden, die durch die gänzliche Veränderung der Umſtände dem allgemeinen Wohle ſchädlich und für ihre Nebenmenſchen äußerſt drückend geworden ſind, erſt müſſen wo nicht großmüthig, doch billig handeln wollen, wenn Hülfe geſchaft werden ſoll; er deutete alſo gern alle Mittel an, welche dazu führen können, ohne eine nicht zu ändernde Verfaſſung umzuſtoßen. Mehrere Aufſätze in den Phantaſieen *) zeigen genugſam, wie gern Möſer der edle Menſchenfreund alle Unbilligkeiten und Bedrückungen rügte, worunter zuweilen auch

*) z. B. „Alſo ſind die unbeſtimmten Leibeigenthumsgefälle zu beſtimmen" im III. Theile S. 330. „Gedanken über den Stilleſtand des Leibeigenen" im III. Theile S. 375. „Alſo ſollte jeder Gutsherr ſeine Leibeigenen vor Gerichte vertreten, und den Zwangdienſt mildern," im IV. Theile S. 349. „Ueber die Osnabrückſchen Zehnten," im IV. Theile S. 351 u. a. m.

in Osnabrück, so wie anderwärts, der Landmann noch seufzen mag, und daß er sie wenigstens zu lindern suchte, da noch keine Hoffnung zu seyn scheint sie ganz abgestellt zu sehen.

Ferner hat Möser viel dazu beygetragen, den Schulunterricht, soweit er auf die Religion das Schreiben und Rechnen geht, im Stifte Osnabrück zu verbessern. Er veranlaßte es auch, daß das Kloster Bertzenbrück aufgehoben und die Hälfte von dessen Einkünften zur Besoldung der Schulmeister auf dem Lande bestimmt wurde. Es gehörte indeß zu seinen Eigenheiten in Absicht auf den Landmann, daß er bey den neuern Bemühungen die Landleute durch Unterricht aufzuklären, nicht ganz in das allgemeine Lob einstimmte. Theils mochte er hier auch wohl den Osnabrückschen Schulunterricht zunächst vor Augen haben, und der Meynung seyn, daß jener von diesem nicht viel zu erwarten hätte. Theils überhaupt hielt er nicht viel von theoretischem Unterrichte, der durch Lehren und Anhören erlangt wird und nicht zur Erfahrung und zum Selbsthandeln führt, sondern wollte — besonders bey Landleuten, welche handeln, nicht lesen sollen — Alles praktisch betrieben, und die Jugend früh auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht, und dahin geführt wissen. Nun ists freylich wohl wahr, wenn der Bauer allenthalben durch das Beyspiel seines Gutsherrn, Amtmannes und Predigers praktisch zu Fleiß, Frugalität und zu allen moralischen Neigungen erzogen

würde, wäre es unendlich besser. Es könnte auch wohl seyn, daß in Deutschland einige scharfsinnige und menschenfreundliche Männer nicht nothwendig auf die neue Wissenschaft, jetzt Pädagogik genannt, hätten denken dürfen, wenn wir in Verfassungen lebten wie in England, wo die Jugend durch die Nation und durch die Verfassung selbst erzogen wird. Möser konnte sich bey der Idee, Landleute durch Schulunterricht zu verbessern, von der Idee des gewöhnlichen Schulunterrichts voll unnützer Lehren und vergeblicher Zergliederungen *) nicht ganz losmachen. Er hatte die Rekansche Landschule und die Potsdamsche Garnisonschule nicht gesehen. Doch nahm er mit größtem Beyfalle die Idee auf, die Dorfschulen so einzurichten, daß in denselben hauptsächlich der gesunde Verstand der Bauerkinder entwickelt würde; ob sein Scharfsinn gleichfalls auch sich Zweifel machte, wie es den Kindern gehen möchte, wenn sie hernach im gemeinen Leben so viel dem gesunden Verstande zuwider laufendes finden würden. Hierüber mag freylich dem Menschenfreunde überhaupt wohl ein Seufzer entfahren, wobey aber doch die Ueberzeugung fest seyn kann, daß nicht bey Bauerkindern allein, sondern auch bey Kindern aller

*) Man sehe im zweiten Abschnitte des Briefwechsels sein Schreiben an Hrn. Rath Becker in Gotha. Es ist auch abgedruckt in Schlichtegrolls Nekrolog, IV. Bandes 2s St.

Stände in den Schulen hauptsächlich der gesunde Verstand entwickelt werden sollte.

Ich habe mich über diese Gegenstände etwas umständlich herausgelassen, weil es mir scheint, es sey Möser hierüber am meisten mißverstanden worden. Was ich darüber gesagt habe, kann auch dienen, manche Stellen in Mösers Schriften zu erklären, die man für Paradoxie hielt, und die eher Ironie waren, worunter seine durch die lokale Lage nöthig gemachte Behutsamkeit gute Absichten versteckte *).

Zwar sprach sich der gutmüthige Mann in vertrauter Unterhaltung selbst nicht von aller Neigung zur Paradoxie frey. Nihil enim humani a se alienum putabat. Doch hatte bey ihm vieles das wie Paradoxie aussah, noch einen besondern Zweck, der ebenfalls aus seiner Lage zu erklären ist.

Man erlaube mir hier etwas von meiner eigenen gelehrten Bildung zu sagen; weil Mösers Art manche Gegenstände in seinen Phantasieen darzustel-

*) In dem obengedachten Briefe an mich Nr. 19. sagt Möser darüber: „Eine sehr kitzliche Sache war es immer für „mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Kollegiums, oder den Herrn Landmarschall, deren Stellen der „Lokalleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über „Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine „Meinung ins Publikum schrieb. Hiezu gehört eine ganz „eigene Behutsamkeit. — Zur Stelle wußte man meine „wahre Meinung recht gut, und diejenigen die ich zum „Besten hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, „weil sie wußten, daß ich es gut meinte."

ten, dadurch kann erläutert werden. Zwischen mir und meinen verewigten Freunden Lessing und Moses Mendelssohn war von der ersten Zeit unserer Freundschaft das stillschweigende und hernach das ausdrückliche Uebereinkommen, daß wir jeder in seinen Principien dogmatisch, in der Untersuchung aber skeptisch seyn wollten. Ueber Dinge, von welchen wir wußten, daß wir in Principien nicht einig waren, disputirten wir nicht leicht; es wäre denn, daß wir in der Folge unsers beständigen Gedankenwechsels übereingekommen wären, einer des andern Grundsätze ausdrücklich zu prüfen. Sonst war es uns gewöhnlich, über Gegenstände womit wir entweder noch nicht ganz ins Reine zu seyn glaubten, oder die wir zur nähern Prüfung von mehrern Seiten betrachten wollten, Gründe und Zweifel für und wider alle Meinungen unparteyisch aufzusuchen, und oft lebhaft einer gegen den andern auseinander zu setzen; bloß der Untersuchung wegen, ohne Rücksicht auf eines jeden sonstige Ueberzeugung. Da ich hierüber so wie über manches meine verewigten Freunde betreffend, mich mit Mösern oft unterhielt; so hatte es seinen vollkommensten Beyfall, als das beste Mittel, die Beurtheilungskraft zu schärfen, und sich parteyloser zu machen, indem alle Seiten eines Gegenstandes betrachtet und die Gründe abgewogen würden, die Wahrheit genauer zu erforschen, indem sie in mannichfaltigen Gesichtspunkten gesucht würde, Widerspruch ertragen zu lernen, und sich in eines an-

dern Stelle zu ſetzen fähig, tolerant gegen Anderer Meinungen und eben dadurch weniger einſeitig und abſprechend zu werden. Er geſtand daß er in ſeinen Schriften öfter für eine Meinung Gründe geſucht habe, die nicht eigentlich die ſeinige war *). „Ich mußte dieß," ſagte er, „ſchriftlich thun, weil „ich keinen Leſſing und Moſes zum mündlichen Gedankenwechſel hatte." Und wie oft haben wir in Pyrmonts ſchattigen Gängen auf gleiche Weiſe über wichtige Wahrheiten wechſelſeitige Zweifel aufgeworfen und durch wechſelſeitige Gründe zu löſen geſucht, oder ſie auch ungelöſet gelaſſen: zufrieden mit dem Gewinne für Geiſt und Herz, der durch die unparteyiſche Unterſuchung der Wahrheit erlangt wird!

Möſers zweytes noch wichtigeres Werk iſt ſeine **Osnabrückſche Geſchichte**; ein Buch welches für die Geſchichte des ganzen Deutſchlands eine neue Epoche macht, aber als ein ſolches vielleicht noch nicht bekannt genug iſt. Er ließ es im Jahr 1765 zuerſt bogenweiſe drucken, hernach ward es ſehr verändert und verbeſſert, und mit einem zweyten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt.

Ich habe ſchon bemerkt **), daß Möſers Geſchäftskreis ihn bey Unterſuchung vieler rechtlichen Fragen natürlich auf diplomatiſche Forſchungen brachte. Die diplomatiſchen Sammlungen ſeines Freundes **Lodtmann** gaben ihm dazu noch nähere Ver-

*) Man ſehe oben S. 32.

**) S. oben S. 21, 32.

anlassung, wie er selbst in der Vorrede erzählt. Aber es ward sein weitumfassender Geist erfordert, um in der Geschichte eines kleinen Landes, bey dem er, zur richtigen Darstellung der neuern Zeiten, bis in die ältesten Zeiten zurückgehen mußte, den Keim zu den wichtigsten Aufschlüssen in der allgemeinen deutschen Geschichte zu finden. Er überzeugte sich nämlich, daß man jede alte Geschichte auf die Beschaffenheit und Verfassung der gemeinen alten Einwohner gründen müsse; worunter die gemeinen Landeigenthümer die wahren Bestandtheile der Nation wenigstens solange waren, als noch nicht durch den mehr verbreiteten Gebrauch des Geldes, der Boden aufhörte ausschließend Werth zu haben. Bis auf Mösern hatte die alte deutsche Geschichte nur in der Geschichte der Könige und ihrer Kriege bestanden, und die ältesten Nachrichten des Cäsar, des Tacitus u. s. w. waren sehr mißverstanden worden, weil man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die eigentliche Verfassung seiner Einwohner aus der Acht ließ, und Zeiten und Einrichtungen auf eine unverantwortliche Art verwechselte.

Die Wohnung und Verfassung des gemeinen Landeigenthümers im Hochstifte Osnabrück und in einem großen Striche von Westphalen, ist zum Theile noch ganz eben so wie im Mittelalter, zum Theile trägt sie die deutlichsten Spuren dessen was sie damals war; ja man wird veranlaßt zu muthmaßen, sie gebe ein ziemlich genaues Bild von der Verfas-

sung der Sassischen gemeinen Landeigenthümer zu Cäsars Zeiten. Die Bauern in Osnabrück wohnen noch in abgesonderten durch Wall und Graben befriedigten Höfen; und von vielen der ältesten deutschen Rechte und Einrichtungen, welche in andern Ländern beynahe völlig aus der Uebung gekommen und veraltet sind, findet man hier noch ganz frische Spuren. Daher konnte auch Möser, wie er ebenfalls in der Vorrede seiner Geschichte erwähnt, den Anfang dieses Werk zu schreiben, welches eine unermeßliche Belesenheit voraussetzt, auf seinen Reisen im siebenjährigen Kriege machen und die Beweise aus den ersten Quellen erst nachher zusammenlesen, welches sonst ein unerklärliches Wunder wäre. Es war aber vorher von ihm, durch seine praktischen Geschäfte und Studien, der Hauptfaden der Geschichte schon sehr genau gefaßt, und je mehr er nun las, desto deutlicher mußte alles werden, weil er die Hauptanlage richtig gemacht hatte. Indeß, nach seiner unumschränkten Wahrheitsliebe, änderte und besserte er unermüdet, so wie er in den historischen Quellen fand, daß er irgend worin möchte geirrt haben, wovon besonders die zweyte Ausgabe sehr viele Beweise liefert.

In der allerältesten deutschen Geschichte, welche bis zu den Zeiten Cäsars hinaufgeht, giebt Mösers Werk die wahrscheinlichsten Aufschlüsse, da es zuerst auf die wichtige Bemerkung führt, wie wesentlich sich die Völker welche ihrer Verfassung nach

Saſſen waren, (auch noch ehe dieſer Namen ſelbſt aufkam) die Völker nämlich, wo jeder gemeine Landeigenthümer auf ſeinem Hofe ſaß und ſeinen Acker baute, von den Sueven, die keine abgeſonderte Landeigenthümer waren, unterſchieden geweſen, und warum dieſe natürliche Feinde von jenen ſeyn mußten. Da aber die Verfaſſung der Saſſen Möſern ſo deutlich vor Augen ſchwebte, hingegen die ehemalige ſueviſche Verfaſſung *) ihm weniger deutlich

*) Möſer meint §. 6, 7. ſeiner Einleitung: Die ſueviſche Einrichtung ſetze ſchon eine Revolution voraus, und ſey in der größten Noth vorgenommen worden. Er behauptet nämlich (§. 8. S. 11): die Verfaſſung der Saſſen, „wo „jeder Hof gleichſam ein unabhängiger Hof war" ſey die erſte Anlage der Natur. Mir ſcheint dieſe ſaſſiſche Verfaſſung keinesweges die erſte oder älteſte zu ſeyn; ſondern ich halte die ſueviſche für viel älter, und obgleich für viel kriegeriſcher, doch für viel unvollkommener. Die ſaſſiſche ſetzt ſchon einen Landfrieden und Ackerbau voraus. So weit waren die ohne Landeigenthum in Stämmen lebenden Sueven noch nicht, da in jedem Stamme der Ackerbau höchſt unbeträchtlich, und Krieg und Jagd, höchſtens Viehzucht nebſt Müßiggang alles war. Tacitus ſagt: (Germ. cap. XV.) Quoties bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium transigunt, dediti ſomno ciboque, fortiſſimus quisque ac bellicoſiſſimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis ſenibusque et *infirmiſſimis cuique* ex familia, ipſi hebetes mira diversitate naturae, cum ſidem ipſam invenias tu amare inertiam et *oderint quietem*. Das waren gewiß keine für ihren Hof beſorgte Saſſen! Seneka (de ira, lib. I. cap. 11.) ſagt von den Germaniern ſeiner Zeit, nämlich von denen zwiſchen dem Rheine und der Donau, welche den Römern bekannt waren: Arma interdiu non deponunt, quorum *unica cura eſt*, alia negligentibus. Ich habe im XI. Bande meiner Reiſebeſchreibung in der Beylage XII. 1.

war; so beurtheilte er die letztere vielleicht noch nicht ganz richtig, so trefliche Fingerzeige er auch gab, und hat einem künftigen deutschen Geschichtschreiber noch Raum gelassen, die von ihm eröfnete Bahn weiter zu verfolgen: zumal da sich gewiß in alten oberdeutschen Rechten einige Spuren der ältesten suevischen Verfassung finden werden, obgleich freylich gewiß nicht so deutlich als im nördlichen Deutschlande von der sassischen Verfassung, eben weil die suevische älter ist und nothwendig eher untergehen mußte, da in Oberdeutschland sich viel früher alles verbürgete *). Schmid hat diesen weitern Schritt nicht gethan. Denn so schätzbar auch sein Werk in Absicht auf die

die Verfassung der Sueven, — welche in Stämmen lebten so wie die Clans in Schottland, und ungefähr in dem Grade der Kultur seyn mochten wie die kriegerischen Wilden in Amerika, — im Gegensatze der Sassen, wie es mir scheint, deutlich auseinander gesetzt. Der Keim zu allem diesen liegt schon in Mösers osnabrückscher Geschichte, und ich habe ihn nur weiter entwickelt. Es ist sonderbar, daß er selbst nicht einen Schritt weiter ging. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, oder eigentlich nicht daran gedacht, mündlich mit ihm darüber zu reden, weil die Ideen, welche ich schon lange hatte und die ich jetzt nur bey Gelegenheit bekannt machte, mir in seiner Gesellschaft nicht beyfielen.

*) Ueber diese lichtvolle Idee Mösers sehe man im Briefwechsel, im Briefe an mich No. 5. vom 5. April 1767 seine vortrefliche Ideen über die Art, wie man die älteste Geschichte schreiben sollte. Sie ist ganz genau sowohl auf die älteste deutsche, als auf die älteste römische Geschichte anzuwenden. Man sehe auch was er in dem Briefe No. 21. vom 14 Dec. 1778 über den angehenden amerikanischen Staat sagt.

älteste deutsche Geschichte ist, und ob man gleich deutlich sieht, daß er Mösers osnabrückische Geschichte zur Hand hatte; so begriff er doch gar nicht den wesentlichen in der Geschichte so sehr fruchtbaren Unterschied zwischen Sueven (oder in gewissem Verstande Germanen *)) und Sassen, worauf Möser deutet **), ohne ihn genau anzugeben. Daß Schmid Mösers Idee nicht ganz begriff, kam wohl theils daher, daß er sich die sassische Verfassung, wovon jetzt in Oberdeutschland kaum eine Spur übrig ist, nicht deutlich genug vorstellte, theils auch daher, weil Möser in seiner Geschichte in der That manches als bekannt voraussetzt, was den Lesern außer Westphalen, wenn auch nicht ganz unbekannt ist, doch wenigstens nicht so deutlich vor Augen stehet.

Mösers Werk ist voll von seinen gleichsam nur beyläufig hingeworfenen Bemerkungen, welche ganz neue Aufschlüsse in der alten Geschichte geben ***)

*) Man sehe von der Heermannie: Osnabr. Geschichte, 1. Th. S. 35 und 44.

**) Z. B. Osnabrückische Geschichte, 1. Band. S. 136. 138. Man sehe auch in den Phantasieen (1. Th. S. 451.) den Aufsatz: warum die alten Sassen sich der Bevölkerung widersetzt haben. Wenn man darüber weiter nachdenkt, so wird man finden, daß die alten Sueven gar keine Ursache hatten, die Bevölkerung nicht zu begünstigen, daß also selbst ihre zunehmende Anzahl sie zu Auswanderung und Krieg geneigter machen und ihnen im Kriege durch die Anzahl solcher Leute, die zu Hause nichts zu verlieren hatten, ein großes Uebergewicht geben mußte.

***) Dahin rechne ich, besonders in Absicht auf die älteste Geschichte, zwey Bemerkungen: 1) Im 1sten Theile,

denjenigen, welcher darauf zu achten weiß. Daher will daſſelbe aber auch nicht ſowohl geleſen, als viel-

S. 49. „Daß als Cäſar in Gallien ankam, die Nation „ſchon in dem Privatgefolge einiger Fürſten ſteckte.“ Davon finden ſich in den alten Schriftſtellern Spuren, und es iſt hierin wohl der hauptſächlichſte Unterſchied zwiſchen Galliern und Germanen zu finden, welche ſonſt in Abſicht auf Verfaſſung und (wie ich wenigſtens, aus guten Gründen, glaube) auch in der Sprache ſo viel ähnliches hatten. Es gewinnen alle damalige Kriege und die ganze Geſchichte der damaligen Zeit ein ganz anderes Anſehen, wenn man ſich die Gallier als im Gefolge und die Germanen als in einer Heermannie vorſtellt; wenn man nämlich vorher bey Möſer den Begriff des Gefolges und einer Heermannie recht deutlich gefaſſet hat. Arioviſts Heer, deſſen bloße Avantgarde (Harudes, Har - ud; ſ meine ebengedachte Beylage zur Reiſebeſchreibung im 11ten Bande S. 33. und im 12ten Bande S. 132) 24,000 Mann ſtark über den Rhein ging, war gewiß kein Privatgefolge. Aber, wie man aus Cäſars Geſchichte ſiehet, die Galliſchen Aedui und Arverni und Sequani hatten Fehden, wo Gefolge Statt fänden. a) Im 1ſten Theile S. 335: „daß ein Germanier ſehr „wohl dreyerley zugleich ſeyn konnte: ein Bojer von ſeiner Nation: ein Markmann, weil er im Gränzbanne „ſtand; und ein Hermundur, weil er im Gränzbanne „den Vorpoſten hatte.“ Hier liegen die Grundzüge zu der in der älteſten Geſchichte ſehr weitgreifenden Wahrheit, daß ein groſſer Theil der Namen, welche wir in den alten Schriften als Völkernamen finden, oft ganz andere, theils einzelne, theils kollektive Bedeutungen haben. Ich habe dieſe Wahrheit, wie es mir ſcheint, dadurch noch einleuchtender gemacht, daß ich in den oben gedachten Beylagen zu meiner N. B. die Bedeutungen mehrerer Namen aus den keltiſchen Sprachen zu erklären geſucht habe. Alles, was ich darüber ſeitdem geleſen habe, beſtätigt mich in dieſer Entdeckung. Haben aber Möſer und ich Recht, ſo bekömmt vieles in der älteſten Geſchichte eine ganz andere Geſtalt.

mehr studirt seyn. Es wäre daher auch zu wünschen, daß der vortrefliche Mann mehrere seiner herrlichen fruchtbaren Ideen etwas näher auseinander gesetzt und deutlicher gemacht hätte. Noch mehr aber wäre zu wünschen, daß er die Geschichte hätte weiter fortsetzen wollen; denn sie geht bloß bis auf das Jahr 1192 oder bis auf den Ausgang des Karolingischen Stamms. Daß er in der deutschen Geschichte des Mittelalters etwas ausserordentliches würde geleistet haben, ist gewiß, da er die wichtigsten Quellen mit so großer Sorgfalt und philosophischer Uebersicht gelesen hatte, sie so genau beurtheilen konnte, sich daraus die wahre Beschaffenheit der deutschen Verfassung im Mittelalter so deutlich auseinandergesetzt hatte, und den Faden, an den er die Geschichte knüpfte, so fest hielt. Dieß zeigt auch sein neuer **Plan der deutschen Reichsgeschichte**, in den **Phantasieen** (IV. Theil S. 153.), welcher mit Rücksicht auf **Schmids Geschichte der Deutschen** entworfen ist, mit welchem Buche Möser, so sehr er es auch von einer gewissen Seite, wie billig, schätzte, dennoch im Ganzen gar nicht zufrieden war. Und in der That, so viel auch der würdige Schmid vor andern ehemaligen deutschen Geschichtschreibern voraus hat, so würde er, Mösers treflichen Aussichten folgend, noch viel mehr haben leisten können.

Ich komme nun zu Mösers **vermischten Schriften** *), welche ich jetzt gesammelt habe und

*) In der Ostermesse 1797 erscheint nur der erste Theil der

aufs neue herausgebe. Ich will kurz davon Rechenschaft ablegen. Sie ſind in vier Abtheilungen getheilt.

I. Die bereits gedruckten Schriften.

Sie waren theils einzeln, theils in periodiſchen Schriften erſchienen. Die Jugendarbeiten rechne ich nicht dazu, welche ganz wieder zu drucken nicht dienlich ſeyn würde, daher in der vierten Abtheilung nur Auszugsweiſe einige Proben davon gegeben werden. Ich habe nur wegen folgender Schriften und Aufſätze etwas zu erinnern.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenſchaften. Dieſe Schrift erſchien zuerſt im Jahre 1756 und ward 1777 in Bremen wieder gedruckt. Sie hält gleichſam das Mittel zwiſchen den oben (S. 20) ſchon angeführten Jugendarbeiten und zwiſchen den reifern Schriften. In der Schreibart merkt man hin und wieder den jungen Mann, an einer gewiſſen Wortfülle, wovon Möſer nachher weit entfernt blieb. Aber ſie iſt voll ſchöner Gedanken, und mit Theilnehmung, mit Würde und zuweilen mit einem hinreißenden Feuer geſchrieben, welches Möſers beſter Zeit Ehre machen würde.

vermiſchten Schriften. Der zweyte und letzte Theil derſelben wird noch vor Ende des Jahres herauskommen, und zugleich ein allgemeines Regiſter über die Phantaſieen, die Osnabrückſche Geſchichte und die vermiſchten Schriften enthalten.

de. Sie handelt den Satz ab: Man dürfe in seine Tugend kein Mißtrauen setzen, wenn sie gleich nur durch natürliche Güte und durch Neigungen gewirkt werde; ein Satz welcher zu jetziger Zeit auch wohl zu beherzigen ist, da eine neue strenge Philosophie die Neigungen von der Moral ganz ausschließen und die letztere beynahe bloß zur Logik machen möchte. Diese Schrift war übrigens dem Andenken seines vertrauten Freundes, des schon oben *) angeführten Herrn J. F. von dem Busssche gewidmet. Möser ward der Vormund von dessen sechs nachgelassenen Kindern. Unter denselben war einer der an Mösern lebenslang mit unumschränktem Vertrauen hing, und im reifern Alter nur auf dessen Vorstellung die wichtige Stelle als Geheimerrath annahm, worin er dem Hochstifte Osnabrück ganz vorzügliche Dienste leistete.

Die launige Vorstellung Joseph Patridgen ist oben schon erwähnt. Auch hievon erschien im Jahre 1777 eine neue Auflage.

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskekomischen, erschien zuerst im Jahre 1761 zu Hamburg, und ward 1777 zu Bremen wieder gedruckt. Diese kleine Schrift voll Laune und Menschenkenntniß, zeigte Mösern zuerst als einen Schriftsteller von nicht gemeiner Art. Sie ward vermuthlich dadurch veranlaßt, daß damals verschiedene Schrift-

*) S. Seite 20.

ſteller die Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne auf gut Gottſchediſch darein ſetzen wollten, daß die luſtige Perſon verbannt würde *), aber dagegen Stücke auf die Schaubühne brachten, elender als alle Harlekinaden. Dieſe Veranlaſſung iſt jetzt nach mehr als dreyßig Jahren in dieſer Schrift kaum merklich; denn Möſer ſpielte nur leicht auf die Dummköpfe ſeiner Zeit an. Er zeigte mit unnachahmlicher Laune, daß dem Weiſen auch Frohſinn und Lachen nicht unziemlich iſt; und auch jetzt noch wird ſeine Schutzſchrift des Poſſenſpiels treffend und nicht veraltet ſeyn, da die heitere Laune **) von der

*) Man ſehe die Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, XI. Th. S. 306 ff.

*) So wie überhaupt die deutſche Sprache, bisher bloß gebildet von einem kleinen, unter dreißig Millionen lebender Menſchen ſchreibenden und leſenden Völkchen von Schriftſtellern und Leſern, immer noch in Ausdrücken des geſelligen Lebens und beſonders der Konverſation am ärmſten iſt; ſo haben wir auch kein Wort das franzöſiſche gai zu bezeichnen. Es begreift mehr als Munterkeit und weniger als Luſtigkeit. Eben ſo wenig haben wir Wörter für die engländiſchen Begriffe arch oder ſun oder wag. Selbſt humour wird durch Laune nur unvollkommen ausgedrückt. Figaro iſt gai in ſeiner ganzen Rolle; auch habe ich wenigſtens dieſe Rolle noch von keinem deutſchen Schauſpieler ſo ſpielen ſehen, wie ſie eigentlich geſpielt werden ſollte. Vielleicht wollen oder können wir Deutſchen nicht gai ſeyn, ſobald wir über fünf und zwanzig Jahre alt ſind, und vor dem fünf und zwanzigſten Jahre können es auch ſo wenig Jünglinge. Unſere Jugend von ſeynſollendem poetiſchem Genie aufgeſchwollen, oder von theoretiſcher Schulweisheit ausgedörrt, iſt ja oft ſo exemplariſch geſetzt und ſalem, daß ſie im dreyßigſten Jahre vor lauter Weisheit und Genie ſchon

deutschen Schaubühne gewichen zu seyn scheint, da die meisten Lustspiele platte Schilderungen ganz gemeinen Lebens und ganz gemeiner Charaktere enthalten, hingegen im Tragischen so sehr oft sich nichts als nur plumpe und platte Karrikatur findet, und vielleicht kein einziger Schauspieler vorhanden ist, der den goffo grazioso spielen wollte — oder könnte!

Möser entwarf auf seiner Reise nach England im Jahre 1763 ein Nachspiel mit Harlekin, betitelt: die Tugend auf der Schaubühne, gleichsam einen Beleg zu seiner Vertheidigung des Groteskekomischen. Er sendete es mir aus London mit einem ernsthaften Schauspiele; und dieß war der Anfang unserer Korrespondenz, welche den ersten Grund zu der vertrauten Freundschaft legte, deren Andenken mich noch glücklich macht. Ich gab beide Stücke dem Schauspieler Döbbelin, der sie aufzuführen versprach, nach vielen Jahren sie nicht aufführte, und sie mir, ich mochte anfordern so viel ich wollte, auch nicht wiedergab. Bloß das Nachspiel ward durch die Bemühungen eines eifrigen Liebhabers der Litteratur endlich wieder gefunden. Ich glaube, ob es gleich als theatralisches Stück wenig Verdienste hat, wird doch den Lesern nicht unangenehm seyn, daß ich es als den Nachlaß eines Mannes abdrucken lasse, der bey der

alt und kindisch wird. Die gaité eines sechszigjährigen Franzosen, den eine muntere Jugend gern zwischen sich hat, kennt man in Deutschland faß gar nicht.

gründlichſten Gelehrſamkeit und bey dem unbeſcholtenſten moraliſchen Charakter das dulce deſipere in loco gar nicht unter ſeiner Würde hielt, und den Vorſchlag, den alten Geckorden wieder zu erneuern, nicht etwa bloß im Scherze that. Es würde dieß eine wichtige Verbeſſerung vieler jetzigen, theils ſehr hochweiſen, theils ſehr hochſteifen, theils ſehr hochnaſerümpfenden, theils ſehr hochſpielenden, allemal aber hochlangweiligen Geſellſchaften ſeyn. Ich bitte nachzuleſen, was Möſer darüber ſagt, wie es zugegangen, „daß unſere Vorfahren ſo geſund, ſo hungerig, ſo aufgelegt zur Freude geweſen *);“ doch auch ſeine feine Kautel, daß die Geckheit zünftig, nicht aber unzünftig ſeyn müſſe, dabey wohl zu beherzigen.

Harlekin gab übrigens Gelegenheit, daß Abbt Möſers Bekanntſchaft ſuchte **), welche bald in zärtliche Freundſchaft überging. Abbt kam mit Möſern in die genaueſte Verbindung und war in deſſen Hauſe zu jeder Zeit willkommen. Möſer ſchätzte Abbts Talente und Herz, und würde zu deſſen Bildung noch viel mehr beygetragen haben, wenn Abbt nicht ſo früh geſtorben wäre; und wahrſcheinlich hätte er länger gelebt, wenn er Möſern gefolgt, und nicht an einen Hof gegangen wäre ***).

*) In dem Aufſatze: den alten Geckorden ſollte man wieder erneuern, in den Phantaſieen, II. Band, S. 244 ff.

**) S. Abbts Werke, III. Theil, S. 60.

***) Man ſehe Möſers vortreffliches Urtheil über Abbt in ſeinem Briefe an mich No. 11.; desgleichen auch Abbts Werke, VI. Theil, S. 7.

Das Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen, abzugeben bey dem Herrn Johann Jakob Rousseau, erschien zuerst 1765, und 1777 zum zweytenmale. Es ist eine durch den sel. Abt Jerusalem veranlaßte scharfsinnige und sehr fein gewendete Vertheidigung des Satzes: daß eine bloß natürliche Religion für große Gesellschaften nicht hinreichend seyn würde. Die Anmerkungen, welche Abbt über diese kleine Schrift machte *), verdienen nachgelesen zu werden.

Das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Kosta, Oberrabbinen zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion, erschien zuerst im Jahre 1773, bloß als Manuskript für Freunde, und ward durch eine neue in Bremen 1777 erschienene Auflage öffentlich bekannt. Es enthält eine sehr sinnreich vorgetragene Hypothese, nach welcher ein Jude von der pharisäischen Sekte ganz natürlich zur christlichen Religion geführt werden müßte. Die Veranlassung war eine Aeußerung Moses Mendelsohns in einem Briefe an Abbt, über einige Wahrheiten der christlichen Religion **). Dieses Schreiben von Moses ist nicht vorhanden, und man

*) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend, XXIV. Theil, S. 37. Desgleichen seinen Brief an Möser, in Abbts Schriften, VI. Band, S. 10 und S. 17.

**) Man sehe im Briefwechsel, Brief an mich No. 76

weiß also nicht, was er darin geäußert haben mag. Da aber im Jahre 1777 Mösers Schreiben an den Oberrabbihen öffentlich bekannt ward, so konnte es fast nicht fehlen, daß es mußte mißverstanden werden, da der Leser weder Veranlassung noch Zweck wußte. Es fand sich daher unter Mösers nachgelassenen Schriften ein Aufsatz welcher, ohne die eigentliche Veranlassung anzugeben, den Sinn dieser kleinen Schrift näher zu bestimmen suchte. Er war vermuthlich für eine neue Ausgabe bestimmt, und findet am Ende des jetzigen Abdrucks seinen gehörigen Platz.

Das Sendschreiben an Voltaire über den Charakter D. M. Luthers, ließ Möser französisch drucken. Aus einem Schreiben an mich *) sieht man, daß seine Absicht zugleich gewesen, Voltairens Manier nachzuahmen. Wenn er auch zugesteht, daß ihm dieses nicht gelungen, so ist doch der Aufsatz geistvoll, und vertheidigt Luthers Reformation sehr gut wider einige leichtsinnige Einfälle Voltairens. Einen französischen Abdruck habe ich aller Mühe ungeachtet nicht auftreiben können; genau weiß ich auch deshalb das Jahr der Originalausgabe nicht anzugeben. Beym Abdrucke in dieser Sammlung ist das Jahr 1765 genannt; allein wahrscheinlich erschien das Original schon früher: denn die Uebersetzung, welche ich hier abdrucken lasse, kam zu Lübeck und zwar, wie der Titel sagt: 1765 zum

*) Im Briefwechsel No 36.

zweytenmale heraus. Uebrigens mag wohl diese Uebersetzung freylich dem Originale nicht ganz Gerechtigkeit wiederfahren lassen; einige offenbare Nachlässigkeiten sind verbessert.

Das Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur erschien im Jahre 1781. Es ward durch den bekannten Brief K. Friedrichs II. an seinen Minister Herzberg über die deutsche Sprache und Litteratur veranlaßt. Diese kleine Schrift zeigt, mit welchen hellen Augen Möser unsere Litteratur übersah, und wie scharfsinnig er das besondere Verdienst jedes der vorzüglichsten Schriftsteller unterschied; ein gleich deutliches Zeichen, wie sehr er seinen geistigen Genuß vermannichfaltigte und wie fein er wählte. Dieses Schreiben ist unter allen Schriften, welche bey dieser Gelegenheit herauskamen, die kürzeste und bey weitem die beste. — Unter Mösers Papieren findet sich eine französische Uebersetzung dieses Schreibens; man weiß nicht, von wessen Hand.

Möser hat zur allgemeinen deutschen Bibliothek nur eine einzige Recension geliefert *), welche in gewisser Rücksicht eine zweyfache genannt werden kann, da sie zwey Bücher beurtheilt. Sie betrift hauptsächlich ein nun vergessenes Büchlein: Von dem deutschen Nationalgeiste, welches im Jahre 1765 ein Mann herausgab, gegangen durch

*) Abgedruckt in des VI. Bandes 1stem Stücke.

böſe und gute Gerüchte, der damals in mehrern Schriften, beſonders in dieſen und in zwey andern, betitelt; Reliquien, und Was iſt gut kaiſerlich? ſeine Gelehrſamkeit und Einſicht auf die niedrigſte Art zu hämiſchem und politiſchem Parteygeiſte mißbrauchte *). Es kam damals unter dem Titel: Noch etwas zum deutſchen Nationalgeiſte, ein mit vielem Geiſte geſchriebenes Büchlein heraus, das zu den guten deutſchen proſaiſchen Schriften gehört, und jetzt noch geleſen zu werden verdient. Der Verfaſſer war Hofrath Bülow in Zerbſt, ein Mann von treflichen Talenten, der nur zu früh ſtarb. Er beleuchtete die Schrift: vom deutſchen Nationalgeiſte, mit vieler Gelehrſamkeit und Munterkeit, und zeigte, die Schrift hätte eigentlich betitelt ſeyn ſollen: Von der Unterthänigkeitspflicht der deutſchen Reichsſtände gegen den Kaiſer. Möſer beurtheilte in der Allgem. Deutſch. Biblioth. beide Schriften mit ſeiner originalen Laune; daher ich glaube, dieſer Aufſatz werde billig in dieſer Sammlung aufbehalten. Es ſcheint, der Verfaſſer der erſten Schrift habe ſeitdem ſeine Meinung geändert, und betrachte wenigſtens jetzt das politiſche Unding, deutſcher Nationalgeiſt genannt, von einer etwas andern Seite **).

*) Man ſehe die Allgemeine deutſche Bibliothek, IX. Band. 1 St. S. 227. IX. B. 2 St. S. 96.

**) S. v. Moſers Mannigfaltigkeiten (Zürich 1796. 8.), IIr Band, S. 14. verglichen mit dem 1ſten Bande, S. 153.

II. Bisher ungedruckte Schriften.

Das Nachspiel: die Tugend auf der Schaubühne, habe ich schon oben angeführt. Das übrige sind meist unvollendete erste Entwürfe; wovon aber keiner eines Möser unwürdig ist. Ich will hier eine kurze Nachricht davon geben.

Vom Antikandide, oder der Fortsetzung des Voltairischen berühmten Kandide ist nur der Plan und das letzte Kapitel vorhanden, nebst wenigen Fragmenten. Schade, daß dieser philosophische Roman nicht ganz vorhanden, und, wie es scheint, auch nicht ganz ausgearbeitet worden ist! Das wenige Vorhandene zeigt, was es unter Mösers Händen geworden seyn würde.

Zwey Fragmente zu einer Bauerntheodicee sind in Mösers gewöhnlicher launigen Manier.

Mehrere Fragmente, voll der mannichfaltigsten Ideen, zu einer Abhandlung über des berühmten Kant Aufsatz: Ueber die Theodicee, lassen gleichfalls bedauern, daß diese Abhandlung nicht geendigt worden.

Fragmente zu zwey ganz verschiedenen Abhandlungen, die eine: Ueber den Leibeigenthum *),

*) Möser schrieb allezeit der Leibeigenthum, so wie man etwa schreibt, der Reichthum. Ich schreibe, mit Adelung, das Leibeigenthum; denn dieß Wort ist ja eine Zusammensetzung des Worts Eigenthum, welches den Artikel das erfordert.

und die andere: Gegen den Leibeigenthum. Mösern lag dieſe Materie ſehr am Herzen, und da die Praxis ſeines Landes ihm genugſam zeigte, daß das Leibeigenthum dort ſchwerlich werde aufgehoben werden, ſo war er immer bereit, auf mancherley Art zu deduciren, wie das Leibeigenthum ehemals ganz natürlich habe entſtehen müſſen.

III. Briefwechſel.

Der erſte Abſchnitt enthält aus meinem acht und zwanzigjährigen Briefwechſel mit Mösern dasjenige, was das Publikum intereſſiren kann. Es ſind ſehr viel Züge darin, welche den herrlichen Mann ſchildern, ſo wie er war. Dabey finden ſich manche intereſſante gelehrte Anmerkungen und Ideen, es findet ſich manches, das zur Geſchichte ſeiner Schriften gehört, und man wird es mir hoffentlich auch verzeihen, daß ich viele Beweiſe ſeiner wahren Freundſchaft gegen mich und der Sympathie mancher ſeiner Gedanken mit den meinigen abdrucken laſſe. Es iſt wohl eine unbeſcholtene Ruhmredigkeit nicht zu verbergen, daß man eines Mannes wie Möſer vertrauter Freund war. Von meinen Briefen ſind nur ein Paar abgedruckt, welche dienen, etwas in Möſers Briefen zu erläutern.

Der zweyte Abſchnitt enthält den vermiſchten Briefwechſel. Er iſt nur klein, doch nicht unwichtig. Es iſt ein Brief Möſers an Abbt, ein Paar

ungedruckte Briefe von dem Minister Grafen Herzberg an Möser, einer vom Geschichtschreiber Schmid an denselben, zwey Briefe von Möser an Hrn. Geh. R. Ursinus in Berlin, Balladen und Minnelieder*) betreffend. Die letztern beiden Briefe zeigen, wie sich Mösers biegsamer Geist in alle Arten der Litteratur schmiegte. Ein schon gedruckter **) Brief an Hrn. Rath Becker in Gotha ist merkwürdig durch Mösers Gedanken über den Unterricht des Landmannes.

IV. Jugendarbeiten.

Davon ist etwas weniges beybehalten, das Mösers nicht unwürdig ist. Es sind einige Stücke aus den Gemälden der Sitten und der deutschen Zuschauerinn, zu zeigen, wie der Mann in seiner Jugend schrieb, der nachher allgemein den Ruhm eines der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller erlangt hat. Ferner ein großer Theil der Vorrede des Trauerspiels Arminius, welches zeigt, wie gut Möser schon damals die alte deutsche Geschichte studirt hatte. Das Trauerspiel selbst, da es aus der Gottschedschen Zeit, nach französischer Manier geformt, in gereimten Alexandrinern geschrieben ist, würde jetzt nicht interessiren. Möser war kein Dichter, aber

*) Die darin erwähnten Fragmente von Westphälischen Minneliedern sind abgedruckt in den Phantasieen, III. Theil. S. 240; desgleichen in der Allg. d. Bibl. XXXVII. Band. S. 370.

**) S. oben S. 67.

wer macht in der Jugend nicht Verse? und zu zeigen, daß er dazu wohl einiges Talent hatte, ist auch ein kleines Gedicht zur Probe abgedruckt.

Möser als Schriftsteller überhaupt genommen, war nicht in der Lage, Plane zu weitläuftigen Schriften zu entwerfen und auszuführen. Seine osnabrückſche Geſchichte, ein Werk voll Gelehrſamkeit und Scharfſinn, welches das entſcheidendſte Talent vorausſetzt, entwarf er anfänglich gleichſam nur zum häuslichen Gebrauche *). Erſt, indem ſein weit umfaſſender Geiſt die Gegenſtände entwickelte, bildete ſich das Reſultat zu ganz neuen fruchtbaren Ausſichten in die allgemeine deutſche Geſchichte überhaupt.

So entſtanden auch alle ſeine herrlichen Aufſätze entweder aus dem Zirkel ſeines Geſchäftslebens oder aus der Begierde die Sitten der zunächſt um ihn lebenden Geſellſchaft zu beſſern.

In tenui labor, tenuis non gloria!

Denn er brachte zu dieſen kleinen Aufſätzen Talente, welche auch zu größern Werken hinlänglich geweſen wären. Erfindungskraft, verbunden mit Scharfſinn, ächtem Witze und munterer Laune, vor allem aber eine Menſchenkenntniß und eine Philoſo-

*) In ſeinem Briefe an mich No. 14. vom 1ſten Juli 1776 verſichert er, die Endigung dieſes Werks liege ihm am Herzen: „weil der (damals noch minderjährige) Biſchof „mit der Zeit von der Verfaſſung des Landes, was er „regieren ſoll, unterrichtet werden muß.“ Ob und in wie fern der Biſchof dieß Werk ſtudirt hat, iſt mir nicht bewußt.

phie des Lebens welche nur in der wirklichen Welt erlangt wird. Daher findet man in Mösers Schriften nie weder den Dünkel noch die Einseitigkeit unserer vielen theoretischen Stubengelehrten, welche nichts an sich und andern beobachten mögen, sondern ohne Erfahrung, deren Werth sie nicht kennen, alles aus ihrem Gehirne herauszuklügeln vermeinen und daher weit suchen, ohne zuweilen sogar nur das zu treffen, was vor Augen liegt. Man findet bey Mösern gründliche Gelehrsamkeit, selten aber in gelehrter Gestalt; nie die trockne Schulweisheit des Katheders, nie die beredtseynsollende Wortfülle der Kanzel, oder den steifen Resolutionsstyl der Kanzley, sondern allenthalben die Stimme der reifen Erfahrung, vereint mit dem schlichten gesunden Verstande, wodurch allein die menschliche Gesellschaft besteht und regiert wird. Alles lebt in diesen Aufsätzen, allenthalben sehen wir die mannichfaltige wirkliche Welt vor uns, alles können wir auf uns anwenden, alles ist uns nahe ohne gemein zu seyn; und wo auch der Gegenstand gemein wäre, wird er gehoben durch die Wichtigkeit des Einflusses den uns der Schriftsteller mit großer aber versteckter Kunst vor die Augen zu bringen weiß, und durch die mannichfaltige Art der Einkleidung, die dem Gegenstande so natürlich zusagt, daß sie nicht für Einkleidung, sondern für einen Theil des Gegenstandes selbst zu [illegible] scheint. Möser hatte die Gabe anmuthig [illegible] doch nicht fade, munter zu seyn ohne Gemein,

freymüthig zu ſeyn ohne zu beleidigen, viel zu ſagen ohne Prätenſion, belehrend zu ſeyn ohne Lehrerton, ausführlich ohne Langeweile, deutlich ohne Seichtigkeit, gründlich ohne Dunkelheit und Steiffinn.

Möſer mußte durch dieſe Talente bey uns um ſo mehr glänzen, je ſeltner ſie von jeher in Deutſchland bey den Schriftſtellern waren, welche für die Welt zu ſchreiben vermeinten. Sie ſchrieben oft nur für ſich und ihren engen Geſichtskreis. Es möchte von nicht wenigen deutſchen Schriftſtellern, auch von denen welche uns ihre eigene reine transſcendentale Vortreflichkeit ſelbſt auseinander zu ſetzen bemühet ſind, wohl mit Recht heißen können: „Cet homme „a bien du merite, mais c'eſt du baume dans un vi„lain vaſe. S'il eſt ſavant, tant mieux pour lui, „mais non pas tant mieux pour les autres *)." So war Möſer nicht.

Möſer als Schriftſteller iſt ſchon ſehr richtig mit Franklin verglichen worden **). Allerdings findet ſich in allen Aufſätzen beider Schriftſteller „ein „Anſtrich von Sonderbarkeit, verbunden mit thätiger geſunder Vernunft und Menſchenliebe." Bey beiden ſind „Originalität, Eifer zur Verbreitung „heilſamer gemeinnütziger Wahrheiten, Witz und „Laune" beynahe in gleich großem Maaße anzutreffen. Indeß da Franklin's gelehrte und politiſche Laufbahn ganz anders gerichtet war als Möſers, ſo

*) S. Sturz Schriften I. Th. S. 115.

**) S. Berliniſche Monatsſchrift 1783. Jul. S. 37. 38.

scheint mir, unter den Ausländern, niemand als Schriftsteller Mösern näher zu vergleichen wie Addison, der ihm an Fähigkeit zu Geschäften so ganz unähnlich war; obgleich der Geschäftskreis beider Schriftsteller einige Aehnlichkeit hatte. Beiden war die feine Weltkenntniß, die ungesuchte Eleganz, der Sinn für das Schickliche, die mannichfaltige Einkleidung und die Gabe, ganz kleine Gegenstände zu wichtigen Folgen anzuwenden gemein. Der Zuschauer und die Phantasieen stehen in gleichem Range.

Unter den Deutschen ist Möser an reifer Weltkenntniß und an Eifer sie zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden Büsch*) am meisten zu vergleichen; nicht in der Einkleidung, welche bey Büsch, nach seiner Absicht, milde Belehrung seyn sollte die nie in Lehrerton ausartete, so wie auch bey Knigge in seiner Schrift vom Umgange. Engel und Lichtenberg sind in Absicht auf Sinn und Einkleidung Mösern, jeder auf eine andere Art, gewissermaßen mehr kongenial. Lessing und Wieland, deren Gesellschaft Möser sonst nicht unwürdig ist, haben Gegenden der Litteratur angebauet, die von der seinigen zuweit entfernt sind.

Sturz**) ist ihm gewissermaßen am ähnlich-

*) In Büsch's Erfahrungen, besonders in der meisterhaften Abhandlung über die Einförmigkeit im I. Bande.

**) Im deutschen Museum, im Oktober 1781 S. 309 und im Febr. 1781 S. 178 sind über Möser und Sturz als Schriftsteller sehr feine Bemerkungen, welche nachgelesen zu werden verdienen.

ſten, aber doch ſehr weſentlich von ihm unterſchieden. Beide beſitzen die reife und mannichfaltige Weltkenntniß, die unter den Gelehrten aller Nationen nicht ſo gar gemein iſt, unter den Deutſchen aber am ſeltenſten gefunden wird. Beide haben Menſchen aus allen Ständen kennen lernen, und ſchildern ſie mit gleich großem Talente nach dem Leben und mit lebendigen Farben. Aber jeder von dieſen Schriftſtellern ſah Welt und Menſchen aus ganz verſchiedenem Standpunkte, beurtheilte ſie alſo auch anders.

Sturz lebte am Hofe und unter Hofleuten; Möſer im Geſchäftskreiſe und in der bürgerlichen Geſellſchaft. Möſer kannte die feine Geſellſchaft auch, wenn nicht durch den Hof, doch durch die welche an den Hof gehen, und trug auch das Seinige bey, den Ton des Mittelſtandes unbefangener und feiner zu machen. Da aber die bürgerliche Geſellſchaft weitumfaſſender iſt, und höhere Zwecke hat als bloß den Ton, ſo ſind auch Möſers Abſichten weitumfaſſender, und gehen mehr aufs Nützliche. Sturz amüſirte ſich ſelbſt und ſuchte andere zu amüſiren, freilich mit einer Feinheit, mit einer Weltwiſſenſchaft, mit einer Kenntniß der Konvenienzen der Lebensart in der großen Welt und in einer leichten Schreibart dieſer Konvenienz ſelbſt angemeſſen, dergleichen vor ihm bey keinem deutſchen Schriftſteller zu finden war. Sturz, wie ein Hofmann, ſah an Menſchen und Gegenſtänden vorzüglich die äußere Seite, ſo wie ſie ſich in der feinen Geſellſchaft mit Vortheile oder

Nach-

Nachtheile zeigt; Möser, immer den Mittelstand und die bürgerliche Gesellschaft vor Augen, wußte ins Innere der menschlichen Charaktere und Handlungen zu dringen, und stellte sie vor in der Absicht das menschliche Leben überhaupt zu bessern und angenehm zu machen. Jener, als ein Hofmann hat immer etwas Gemächliches in Beobachtung und Schreibart, und fast beständig die höfliche Wendung die das Widrige was zu sagen ist, verschleyert, und wie von ohngefähr etwas Verbindliches einfließen läßt. Dieser, beständig in thätigem Leben, kennt auch die sehr nöthige Schonung, aber indem er äußerlich schont, vergiebt er der innern Energie nichts. Sturz war sehr oft, und wie man merkt, sehr gern, in dem was die große Welt Gesellschaft heißt, wo — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen*) — „wo alle schwatzen, niemand sich unterhält, — im „Gedränge wo man einsam ist." Möser kannte die große Welt auch, war oft in großer Gesellschaft und hatte dergleichen nicht selten in seinem Hause, nicht aus Neigung sondern Anstandes wegen; und dennoch war er in solchem Gedränge weniger einsam als ein Hofmann, sondern gleichsam immer zu Hause, weil seine Menschenkenntniß vielseitiger war. Er konnte also jeden tiefer beurtheilen, und selbst an dem allerunmerkwürdigsten Menschen, wenn er mit einem

*) Sturz Schriften I. Theil S. 104.

ſolchen in Geſellſchaft ſeyn mußte, eine intereſſante Seite finden *), und mit der Gutmüthigkeit, welche am Hofe und in der polirten Welt ſo ſelten iſt, wußte er Menſchen an Menſchen zu knüpfen. Sturz ſah das menſchliche Geſchlecht vom Hofe aus und aus den glänzenden Weltgeſellſchaften, welches eben nicht der erfreulichſte Geſichtspunkt iſt. Er ſagt mit Bitterkeit: „Lernt euer brüderliches Geſchlecht an Höfen, lernt euern Nebenbuhler im Amte, im Verſtande, im Glücke kennen, erhebt euch durch irgend ein Verdienſt, und glaubt in der Unſchuld eures Herzens, daß man euch liebt und ſchätzt, weil man euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter euch der Boden wegſinkt, durch freundliche Mörder untergraben — dann ſeht, wie ſich eure Freun-

*) Es kam mehrere Jahre nach Pyrmont ein Mann, mit welchem faſt nichts zu reden war, und den alſo Leute von Geiſte eben nicht ſuchten, und ſich zuweilen wohl gar unvermerkt von ihm wendeten. Möſer entdeckte ſeine einzige vorzügliche Seite, daß er ein guter Whiſtſpieler war, und ſpielte faſt täglich ein Stündchen mit ihm. Möſers vortrefliche Tochter ſagt (in der Vorrede des IV. Bandes der Phantaſieen) von ihrem Vater: „Er haſſe „die Schreiber wie die Spieler, ob er gleich ſehr gern ſchreibe „und ſpiele.“ Er war aber weiſe im Spielen wie im Schreiben. Da ich gar nicht ſpiele, ſagte er mir oft im Scherze: Wer ein rechter alter Deutſche nach dem Tacitus (Kap. XXIV.) ſeyn wolle, müſſe wie unſere Vorväter ernſthaft und hoch, lucrandi perdendiue temeritate, ſpielen. Er liebte auch hoch zu ſpielen; doch wendete er nie mehr Zeit und Geld aufs Spiel als er ſich vorgeſetzt hatte. L

„de retten, als vergiftetet ihr die Luft; wie eure „Klienten euch für genossene Wohlthaten anspeyen; „ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, er„würgendes Mitleid, und liebt die Menschen, wenn „Ihr könnt *)." Möser hingegen schrieb die herrliche Politik im Unglücke **); worunter er hauptsächlich rechnete, „das Leere der glänzenden Freuden „zu erkennen." Wäre er unglücklich geworden, würde es ihm leicht gewesen seyn, diese Politik selbst auszuüben, ihm der ganz andere Freuden kannte. Er würde, hätte er unglücklich werden sollen, leicht „der „Glücklichen stolzes, niedertretendes Mitleid" ertragen haben, welches Sturz auch ertrug, aber mit trauriger Anstrengung. Möser hätte freylich verzweifelt, diese verächtliche Menschen lieben zu können, aber nicht überhaupt die Menschen zu lieben; denn er kannte die Menschen mannichfaltiger: und wirklich erscheint die Menschheit viel liebenswürdiger im Gesichtspunkte des thätigen und häuslichen Lebens betrachtet, als in dem Gesichtspunkte des Hofes und der großen Welt. Sturzens Schilderung ist schrecklich wahr, aber nur von wenigen der Menschen, „die im Leeren der glänzenden Freu„den leben." Der Hof kann sehr leicht eigensüchtig und fühllos machen, so wie die Macht den Fühl-

*) Sturz Schriften, I. Band, S. 134.

**) S. Phantasieen, III. Band. S. 24 — 46.

losen im Kriege hart und übermüthig, und die äuſſerſte Noth den Unterdrückten grauſam. So ſind aber nicht die Menſchen überhaupt. Der thätige Mittelſtand, der ſich beſtändig wechſelſeitig braucht, iſt ſittſamer und milder, und man darf nicht ſo leicht an ihm verzweifeln, auch hebt ſich eher ſeine Moralität wieder durch eigene Kraft, und dieſer ſchätzbare Mittelſtand war Möſers eigentlicher Wirkungskreis als Schriftſteller. Die verſchiedene Art Menſchen von verſchiedener Art zu betrachten, hat auf beider Schriftſteller ſo verſchiedenes — es iſt kein deutſches Wort da; die Franzoſen nennen es *faire* — den ſichtbarſten Einfluß. Doch geht zuweilen einer unvermerkt in des andern Manier über. Sturzens: Wer iſt glücklich? und deſſen berühmte Reiſe nach dem Delfter *), ſind beynahe Möſeriſch, und Möſers: Ein kleiner Umſtand macht vieles **), iſt beynahe Sturziſch.

Die Lage, worin Möſer ſeine Lebenszeit zubrachte, erklärt zwar genugſam, warum ſich vieles in ſeinen Schriften auf eine gewiſſe Art bildete und modificirte; aber manche deutſche Leſer einer Biographie wollen mehr wiſſen. Es ſoll ihnen pſychologiſch gezeigt werden, wie ein Schriftſteller gerade das geworden iſt, was er war; eine Forderung, wel-

*) S. Sturzens Schriften, 1. Band. S. 241 und S. 252.
**) S. Möſers Phantaſien, IV. Band. S. 69.

eher sogar manche Lebensbeschreiber Genüge zu thun dachten, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Bey dem Manne, der seine Brotwissenschaft zunftmäßig erlernt, oder sein System nach der Schulmethode begriffen hat, um es methodisch wieder mündlich oder schriftlich von sich zu geben, kann man auch recht methodisch zeigen, wie er dazu kam. Man kann im Hauskalender genau annotiren, wann und wie der Garten mit einer blühenden Dornenhecke umzogen, und wann sie schadhaft geworden und wieder geflickt ward. Aber du fragst, wie es zugeht, daß dieser Obstbaum vor allen andern, die um ihn stehen, so schlank gewachsen ist, daß Stamm und Zweige so gesund, daß dessen Früchte so vorzüglich schön sind. Ich sage: er ist so gewachsen aus eigener innerer Kraft; setze dich in seinen Schatten und geneuß die edlen Früchte. Wer Mösers Schriften nicht fleißig und con amore gelesen hat oder lesen will, wird wenig von dem verstehen, was ich darüber sagte.

Der persönliche Charakter eines Mannes läßt sich für den, der nicht persönlich mit ihm umging, selten recht anschaulich, noch weniger individuell schildern, und derjenige, der mit ihm umging, bedarf der Schilderung nicht. Und doch mag der Leser von einem geliebten Schriftsteller gern, so wie jeden Lebensumstand, so auch jeden Charakterzug kennen, wenn es auch unvollkommen wäre! — Und nur sehr

unvollkommen kann der edelste Charakter geschildert werden, der, dessen Eigenheit nicht im mindesten an Karrikatur gränzt, der, wo alle Fähigkeiten des Verstandes und alle gute Eigenschaften des Herzens im vollkommensten Ebenmaße stehen, sich wechselseitig dergestalt erleuchten, daß sie ein großes, vollkommenes, in sich zusammenströmendes Licht ausmachen.

Daß Mösers Charakter vorzüglich gewesen sey, erhellet schon daraus, daß er bey den schwierigsten Geschäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an sein Ende genoß, in einem Lande und in einer Verfassung, wo das allgemeine Vertrauen zu erhalten eben nicht leicht ist; aber, wie vorzüglich sein Charakter gewesen, wer wagt es so auseinander zu setzen, daß es ganz deutlich wäre? Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverlässig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Pralerey, gastfrey ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr; im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrliche Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlichern Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie den

schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst, und du hast Mösers Charakter!

Er war glücklich im häuslichen Leben mit einer Gattinn voll Verstand, Theilnehmung und allen wirthschaftlichen Tugenden. Er hatte das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm ersetzt durch die unbeschreibliche Liebe seiner einzigen Tochter, einer Frau an Geist und Herz, ihres Vaters ganz würdig. Sie hing fast mit noch mehr als kindlicher Liebe an ihm, und war auch wieder die Freude seines Lebens. Nach dem Tode seiner Gattinn *) widmete seine Tochter sich ihm ganz, und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen. Nächst ihr war ihm der Enkel seines ehemaligen vertrauten Freundes, Herr Kanzleyrath von Bar, der ihn bis in den Tod mit ununterbrochner Ergebenheit liebte, vorzüglich zugethan. Diesen, und seiner geliebten Schwester Kinder, welche in Osnabrück verheurathet sind, sah er wie seine eigene Kin-

*) Sie starb im Jahre 1787.

her an, und liebte sie väterlich. Ihnen und seinen hortigen Freunden, welche den Zirkel seines Umgangs ausmachten, dankte er die glücklichsten Stunden seines Alters. Er erwähnte ihrer oft gegen mich bey unserm Aufenthalte in Pyrmont, wenn er sich seines zufriednen Lebens in seiner Vaterstadt freute. Mit welcher innigen Freundschaft ich selbst an ihm hing, sowohl ehe ich ihn persönlich kannte, als nachdem ich ihn im Jahre 1781 persönlich hatte kennen lernen, wie vieles Vertrauens er mich würdigte, an wie vielen Seiten unsere Gesinnungen sich berührten, hier zu beschreiben, würde vielleicht anmaßend aussehen, und doch meinem Herzen nicht genug thun; meinen Lesern aber würde jede Beschreibung nur schwach scheinen: denn die Innigkeit der Empfindungen vertrauter Freundschaft und der Liebe können ihrer Natur nach dem großen Publikum nie ganz offen seyn.

Mösers Person war von mehr als gewöhnlicher Größe, so sehr daß sich sein Vater nicht traute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, höher als fünf Fuß sieben Zoll, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner großen Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äussersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nie übereilt. In seinem Angesichte war eine

Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstande, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesichte einflößte. Ich wünschte, es möchte das Bildniß, was vor dem Titel steht, diesen unnachahmlichen Ausdruck, den es nicht verfehlt, ganz haben fassen können. Er ist beynahe erreicht in der herrlichen Zeichnung, wornach es gestochen worden, gezeichnet von einem Frauenzimmer voll Geist, welche hohe Charaktere würdigen und empfinden kann, und welcher die Freundschaft und Verehrung Mösers ihre ohnedieß schon sichere Reisfeder zu noch innigerm Ausdrucke führten. Der Umriß im Profile am Ende dieser Lebensbeschreibung ist geätzt nach einem Wachsbilde in gleicher Größe vom Hrn. Wessel, einem geschickten Bildhauer in Osnabrück, der sich in seiner Kunst in England vervollkommnete. Die Münze auf dem Titel ließen einige Freunde Mösers im Jahre 1760 (1779) zu seinem sechszigsten Geburtstage prägen. Sie hat bloß Werth als ein Denkmal der Freundschaft.

In seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten, aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen, das Homer seinen Göttern zuschreibt. Er war gastfrey und hielt ein ansehnliches Haus; er selbst war

mäßig. Der Vorfall in seinen Kinderjahren, da er sich selbst in die Lage gesetzt hatte, jemanden um eine Gabe ansprechen zu müssen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Da ich bey unsern jährlichen Zusammenkünften in Pyrmont gemeiniglich bey ihm blieb, bis er abreisete; so habe ich ihn oft gesehen, ehe er wegfahren wollte, eben wie Yorik in Montreuil *), umringt mit Bettlern, denen er mit zutraulicher Miene und oft mit theilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austheilte, so lange noch einer da war.

Er war nichts weniger als habsüchtig; aber er ist in jüngern Jahren eine ziemliche Zeit lang daran gewesen, Gold machen zu wollen, worüber er auch mit dem bekannten Metallurgen Kramer in Braunschweig korrespondirte, der ebenfalls an die Möglichkeit des großen Werks glaubte. Die Liebe zu seinem jüngern Bruder Joh. Zacharias, welcher, um das Geheimniß den Stein der Weisen zu erfahren, sich Ein Jahr in Algier und Tripolis aufgehalten hatte, bewog ihn an diesen kostbaren Versuchen Theil zu nehmen. Er lächelte selbst darüber, wenn er im Vertrauen davon erzählte, und setzte hinzu: Was wäre man für ein Mensch, wenn man nicht einmal einen vergeblichen Wunsch gehabt hätte! Dieß war

*) S. Yoriks empfindsame Reisen, I. Band. S. 95.

bedeutend gesagt von dem Manne, der immer in weiser Zufriedenheit lebte, der sich nie von Mißvergnügen plagen ließ, daher sich auf solche Wünsche einschränkte, deren Erfüllung er in seiner Gewalt hatte.

Möser gehörte auf keine Weise zu den Männern, die im Rufe mehr gewinnen, und dagegen verlieren wenn man sie in der Nähe sieht. Er gewann vielmehr sehr, man mochte ihn in kleiner oder großer Gesellschaft sehen. Sein Charakter war wahr, aber nicht von der rauhen Wahrheit, welche andern lästig wird. Er trug in Gesellschaft jeden andern und drückte niemand. Er wußte das Eigenthümliche und das Beste jedes Charakters, der ihm in Gesellschaft vorkam, bald zu entwickeln, und suchte ihn dem gemäß zu unterhalten. Man erzählt von Hume, er sey still und trocken gewesen, wenn ihn die Gesellschaft, in welcher er war, nicht interessirt habe. Möser, obgleich in ungewünschter Gesellschaft etwas ernsthaft, war immer aufmerksam und für jede Unterredung gegenwärtig, nie abwesend oder zerstreut. Doch bemächtigte er sich, selbst unter Freunden, nie herrisch des Gesprächs, vertheidigte nie seine Meinungen hartnäckig, hatte nie das Ansehen belehren zu wollen, sondern nur Gedanken zu wechseln, und da belehrte er oft am meisten, wegen des Werths seiner Gedanken. Er kannte seinen eigenen Werth, trug ihn aber nie zur Schau; von Stolz oder Dünkel ganz rein. Sein Witz war treff-

send, aber urban, so wie sein Scherz, seine Satire milde, nie bitter. Er urtheilte nicht nach Laune, aber oft skeptisch. Seine Urtheile von einzelnen Menschen waren weder heftig, noch hämisch; aber treffend wahr, sobald es sich thun ließ, seine Meinung ganz zu sagen. Er sprach nie beleidigend, und hielt sich durch Worte oder Widerspruch nicht beleidigt; und wenige hätten auch einen solchen Menschen beleidigen können, der gegen alle, die er um sich sah, indulgent, nur gegen sich selbst streng war.

So lebte er in beständiger Beobachtung seiner Pflichten und in ungestörtem Geistesgenusse, glücklich in seinem Hause, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, seinem eigenen Ausdrucke nach, entrent durch vieles, betrübt durch weniges, gekränkt durch nichts. Er war meist gesund, und vorbeygehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig; er ging daher auch jährlich nach Pyrmont, nur um sich mit seinen Freunden zu unterhalten, und um die heitere Luft zu genießen, brauchte aber weder Brunnen, noch Bad.

Bey herannahendem Alter, empfand er öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Es war dieses vielleicht bloß eine der gewöhnlichsten Unbequemlichkeiten des Alters; er schrieb es aber einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte, und erklärte diese innern Spannungen durch eine sehr sinnreiche Hypothese, vermöge welcher er zu de-

dirken wollte, die Natur arbeite von innen heraus, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oekonomie wieder herzuſtellen *). Dieſe Gedanken, bey ihm zu einer feſten Ueberzeugung gediehen, machten, daß er, ſobald er ſeine Beſchwerden verſpürte, ſich ganz ruhig aufs Bette ſtreckte, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten, ſelbſt ſchlafloſe Nächte nicht achtete; denn das Uebel brachte gewöhnlich Schlafloſigkeit mit ſich, und er war nicht zu bewegen Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert und vielleicht endlich die Krankheit ganz gehoben hätten. Er ſcherzte oft mit ſeinen Freunden über ſeine eigene Beharrlichkeit, aber dieſe gründete ſich auf die feſte Ueberzeugung, daß die Natur das Uebel durch das Uebel ſelbſt heben werde, welches er ganz gewiß hoffte, um ſo mehr, weil die Krämpfe von Zeit zu Zeit aufhörten, er ſich zu beſſern glaubte, ſich auch wirklich beſſer befand, welches bey ſo dauerhaftem Körper und ſo gleichmüthigem Geiſte nicht zu verwundern war.

Er empfand im Anfange des Jahres 1794 einen unbedeutenden Katarrh, der ihm nicht ungewöhnlich war, wobey er ſich leidlich befand und zuweilen bey ziemlich munterer Laune war. In der

*) Man ſehe im Briefwechſel ſeinen Brief an mich Nr. 35. von 17 Dec. 1785, und das hinter demſelben abgedruckte in Möſers Nachlaſſe gefundene Blatt, desgleichen den folgenden Brief Nr. 36.

Nacht vom siebenten zum achten Jänner empfand er ängstliche Bewegungen. Er hielt sie anfänglich nach seiner gewöhnlichen Art für eine Wohlthat der Natur, den Körper von innen heraus von dem alten Uebel zu befreyen. Bald aber merkte er seinen Irrthum, fühlte daß es Todesschweiß war, und sagte, eingedenk seines Streits mit seinen Freunden über die Richtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe den Prozeß verloren!“ Er gab ruhig noch einige Aufträge *), ließ seiner vortreflichen Tochter, der zweyten Hälfte seines Herzens, für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken, und sagte: Er sey nun müde und wolle schlafen. — So entschlief er, ruhig, so wie er lebte.

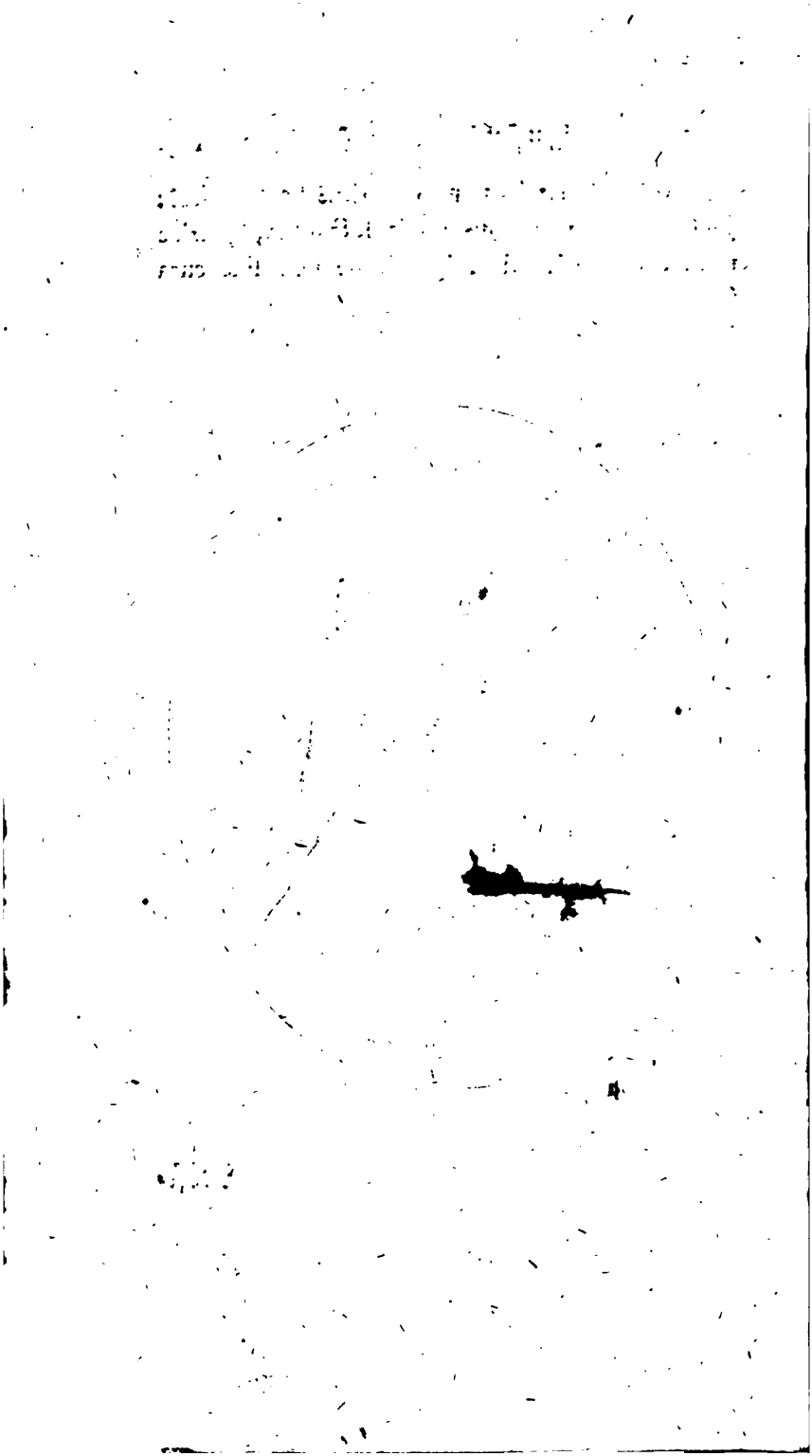
Noch mehr über den Mann und den Freund zu sagen, erlaubt mir meine Empfindung nicht, die mich übernimmt, indem ich schreibe.

Seine Beerdigung war äusserst feyerlich, nicht des Pomps wegen, sondern wegen der herzlichen Theilnehmung, da eine große Anzahl Menschen aus allen Ständen dazu freywillig und ungebeten kamen, sogar Bauern vom Lande, um einem allgemein verehrten Manne das letzte Zeichen ihrer Zuneigung zu geben.

*) Man sehe Hrn. D. Klenkers Nachricht von Mösers Tode in der Berl. Monatsschrift 1794. May. S. 489.

Es gilt von ihm, was Tacitus vom Agricola ſagt: Finis vitae eius nobis luctuoſus, patriae triſtis, extraneis etiam ignotisque non ſine cura fuit.

Möſer



Ba[illegible] geb. 1670, † geb. 169[illegible]

Nicolaus, geb. 1673, starb zu Jena als Student ums Jahr 1693.

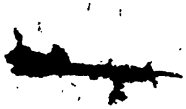
[illegible]nzley- und Consistorial-
[illegible]. 1758.

Ca[illegible]a 7 [illegible] geb. 16[illegible] 1736. Ge[illegible] vo[illegible] Kö[illegible] Os[illegible] 27

Anna Maria Elisabeth, geb. 26 Dec. 1734, † 2 Mai 1754.

Jahann Christian Friederich, geb. 3 Jan. 1737, † 1740.

Jo[illegible] Ju[illegible] Ge[illegible] hri[illegible]

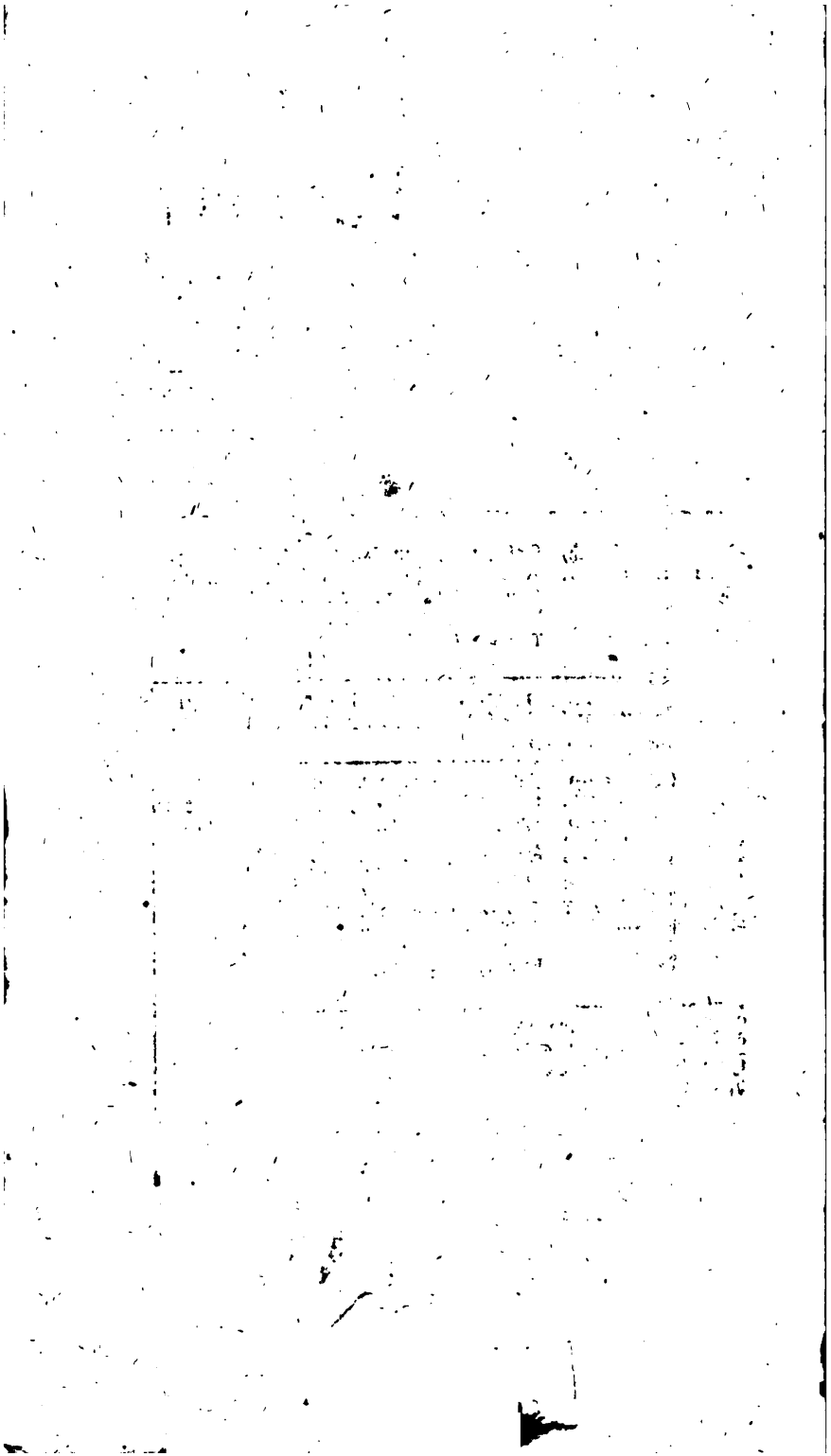


Bar geb. 1670, † geb. 169		Nicolaus, geb. 1673, ſtarb zu Jena als Student ums Jahr 1693.

nzley- und Conſiſtorial-
. 1758.

Cath 7 J geb. 16 1736. Ge vo Kö Os 27		Anna Maria Eliſabeth, geb. 26 Dec. 1734, † 2 Mai 1754.	Johann Chriſtian Friedrich, geb. 3 Jan. 1737, † 1740.

Jo
Ju
Ge
Chri



PT
2435
.M2.Z81

PT 2435 .M2 .Z81 C.1
Leben Justus Mosers /
Stanford University Libraries
3 6105 036 598 535

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305